

:GEMEINDE

Der Startschuss

Wo bleibt der Nachschub?



Drei Tage waren wir unterwegs gewesen. Es war durch Löcher gegangen, in denen man bequem zwei LKWs hintereinander unterbringen könnte. Auf den Bergstraßen hatten wir uns recht nah an der Wand halten müssen, um nicht bei den anderen Fahrzeugen im Abgrund zu landen. Unsere kongolesischen Mitfahrer waren froh, ihr Heimatdorf erreicht zu haben. Unser geliehenes Auto und wir waren dankbar, überlebt zu haben! Man zeigte uns den Weg zu „der Mission“. Dort nahm uns die letzte in dieser Gegend verbliebene Missionarin in Empfang. Eine hagere, alte Dame mit dünnem Zopf und fröhlichem Gesicht bereitete uns ein leckeres Abendessen in einem hohen, kühlen Raum, der außer der Esstischgruppe nur noch ein Klavier ihres Alters enthielt. Während des Essens beantwortete sie uns viele Fragen. Sie war als junge Frau in den Kongo gekommen und hatte eine Menge Geschichten auf Lager¹. Aber sie hatte auch eine Frage für uns. Sie, die von den einheimischen Christen für ihre langjährige Mithilfe bei der Bibelschule, dem Krankenhaus, der Frauen- und Kinderarbeit, sowie der persönlichen Betreuung Notleidender überaus geschätzt wurde, wollte von uns wissen: „Wo bleibt bloß der Nachschub?“

Wenn solch eine Frage von einem Verkäufer bei McDonalds über das Warmhalteregal hinter ihm in die Küche gerufen wird, dann weiß erstens der Kunde, dass sich jemand um seine Wünsche kümmert, und zweitens die Küchenleute, dass sie sich ein bisschen schneller rühren müssen. Sie sind nämlich zuständig, ihre Bezahlung und die Aufsichtsperson liefern ihnen die nötigen Gründe, rechtzeitig für Nachschub zu sorgen. Wenn nicht, dann wird sich jemand finden, um ihnen in geeigneter Weise klar zu machen, dass sie in dem Laden am falschen Ort sind und sich anderswo nach Arbeit

umschauen sollen. So einfach ist das im normalen Leben.

Und im Reich Gottes? Tja, da sieht das ziemlich anders aus. Unser „Chef“ hat ebenso klare Vorstellungen von den Zielen seines „Unternehmens“, er hat Strategien und Methoden mitgeteilt, hat einen persönlichen Mentor für jeden abgestellt, ist jederzeit für jeden Mitarbeiter ansprechbar. Aber aus guten Gründen hat er es vorgezogen, unsichtbar zu bleiben, weswegen ihn viele einfach ignorieren. Und er ist sehr geduldig mit Versagern, weswegen sich an vielen Orten recht niedrige Standards eingenistet haben. Und er hat die Hauptbelohnung schon im Voraus ausgezahlt, weswegen sich etliche derer, die eigentlich Mitarbeiter sein sollten, mit ihrem Status als „erlöster Sesselwärmer“ zufriedengeben. Der Nachschub bleibt leider hängen. Einige „Zweigstellen“ in diesem Reich versuchen das Problem dadurch zu lösen, dass sie ihren Leuten diese Hauptbelohnung erst für das Ende in Aussicht stellen. Damit sind sie vordergründig sehr erfolgreich, der Trick ist aber nicht im Sinn des „Chefs“. Er möchte, dass aus Liebe und Dankbarkeit auf ihn gehört wird, nicht aus

Angst. Sein Sohn hatte seine Mission damals mit folgenden Worten an seine Nachfolger übergeben: „*Ihr werdet Kraft empfangen, wenn der Heilige Geist auf euch gekommen ist; und ihr werdet meine Zeugen sein, sowohl in Jerusalem, als auch in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde*“ (Apostelgeschichte 1,8). Nach dieser schlichten Mitteilung dessen, was er zu sehen erwartete, entschwand auch er ihren Augen. Der Teil ihres Trainings, der seine körperliche Anwesenheit erfordert hatte,

war beendet, alles Wesentliche war besprochen, und der Heilige Geist als Lehrer, Tröster und Leiter war im Kommen. Jetzt hieß es: „Raus aus dem Nest!“ Der Startschuss war gefallen. Die Zeit der Besprechungen war vorbei, Action war angesagt. Doch, auch im Reich Gottes sind die Dinge, wenn schon nicht immer einfach, dann aber doch klar.

Das Rennen dauert nun schon knapp 2.000 Jahre. Wir sind mittlerweile viele Millionen, die den lebendigen Gott als ihren Vater kennen. Aber immer noch gibt es etliche Gruppen von Menschen in allen möglichen Nischen dieser Erde, die die gute Nachricht von Jesus Christus noch nicht verständlich gehört und gesehen haben. Und noch frustrierender: in den Gegenden, in denen größere Gruppen von uns zuhause sind, und wo mal jeder wusste, „worum es geht“ - da haben wir neue Generati-

DAS PROBLEM: ZU VIELE VON UNS SITZEN AN DER SEITENLINIE. SIE FINDEN DAS GUT, WAS DIE ANDEREN TUN. SIE APPLAUDIEREN, SPENDIEREN IHNEN EIN WASSER, KAUFEN IHRE T-SHIRTS, FREUEN SICH ÜBER IHRE AUTOGRAMME UND BERICHTEN BEGEISTERT ANDEREN, WAS SIE „BEIM RENNEN“ GESEHEN HABEN. NUR MITRENNEN, DAS TUN SIE NICHT.

onen und zugezogene Mitbewohner, die „Abraham“ für eine Kaffeesorte und „Jesus!“ für ein mildes Kraftwort halten. In all diesen Gegenden baut der Herr Jesus heute seine Gemeinde. Das ist beruhigend. Aber in all diesen Arbeiten mangelt es an Arbeitern. Das ist höchst beunruhigend! Das Problem: Zu viele von uns sitzen an der Seitenlinie. Sie finden das gut, was die anderen tun. Sie applaudieren, spendieren ihnen ein Wasser, kaufen ihre T-shirts, freuen sich über ihre Autogramme und berichten begeistert anderen, was sie

¹ Siehe Dolly MacDonald's Autobiographie „Love finds a Way“ (Deutsch: „Im Schatten der Mangobäume“, Schwengeler)

**Wer,
wenn nicht
jemand wie
du, wäre
qualifiziert,
Gottes Arbeit
auf dieser
Erde zu
tun?**

„beim Rennen“ gesehen haben. Nur mitrennen, das tun sie nicht. Bist du so jemand? Bist du einer von denen, die vergessen haben, dass Jesus sie an die Startlinie gestellt hatte? Hast du vergessen, dass er dich jetzt rennen sehen will? Brauchst du einen persönlichen „Startschuss“?

Du hast Glück. Wir haben einen sagenhaften Gott! Als Mitarbeiter bei McDonald's wärst du vielleicht schon längst gefeuert. Zwölf Monate (oder sogar Jahre?) ohne nennenswerte Fortschritte, das toleriert kein Arbeitgeber. Gott hingegen benutzt seine Güte, um „*dich zur Buße zu leiten*“ (Römer 2,4). Und auch in seine Mission. So, wie er das damals mit den Jüngern bereits getan hatte.

Vorbilder

Der Herr forderte nichts von seinen Nachfolgern, was er ihnen nicht vorge-macht hätte. „*Denn ich habe euch ein Beispiel gegeben, dass auch ihr tut, wie ich euch getan habe*“ (Johannes 13,15). Zum Beispiel hatte er eine klare Zielgruppe (Matthäus 15,24), er fühlte sich nicht dafür zuständig, zu Lebzeiten die ganze Welt persönlich zu erreichen. Andererseits war er bereit, gelegentlich auch anderen zu dienen (Johannes 4). Und er hat seinen Jüngern den Blick geweitet, denn Gottes Mission galt schon (und nicht erst) seit Abraham „*allen Geschlechtern der Erde*“ (1. Mose 12,3). Jesus zeigte seinen Jüngern, wie er über Menschen weinte, sie zurechtwies, sie heilte, sie zum Nachdenken brachte, ihnen Gottes Wort erklärte. Auch heute gibt es solche Männer und Frauen, die uns das vormachen. Kennst du solche? Das ist Gottes Güte für dich.

Das richtige Denken und das Richtige denken

Der Sohn Gottes wusste, dass opfer-bereites Leben nur auf dem Boden eines erneuerten Sinnes (oder Den-kens) gedeihen kann (Römer 12,1-2). Zunächst muss unsere Gesinnung, unsere Denkrichtung stimmen. Und wenn wir dann die Absichten und Ein-stellungen, mit denen wir über unser

Leben und Gottes Willen nachdenken, der Perspektive Gottes angeglichen haben, dann sind auch die Inhalte unseres Denkens wichtig. Jesus war frustriert zu sehen, wie wenig von Gottes Wort im Denken seiner Jünger hängen geblieben war. Selbst nach drei Jahren Intensiv-Training musste er sie wieder daran erinnern (Lukas 24,25-27).

Wie denken wir? Als Mitarbeiter Gottes sind wir Orientierungspunkt für andere, vielleicht sogar Kompass. Da ist es wichtig, was wir über ethische Themen denken, über das Gestalten von Beziehungen, über Familie, Gemeinde und Mission. Was sind Gottes Ziele für uns? Will er, dass seine Gemeinde die Gesellschaft verändert, oder nicht? Wenn ja, wie? Wenn nein, was sonst? Was ist Mission? Kann man alles, was die Gemeinde so tut, dazu zählen? Wie denken wir über die Anhänger anderer Glaubensüberzeugungen? Wie gehen wir mit ihnen um? Wessen Vorbild folgen wir in der Gemeindegründungsarbeit - Jesus oder Paulus? Wer im Sessel sitzen bleiben will, sollte bei seiner Fernzeitschrift bleiben. Wenn du dich allerdings auf deinen persönlichen „Startschuss“ vorbereiten willst, oder den deiner Gemeinde, dann fang an zu denken, zu lesen, Gott zu fragen und mit seinen Leuten zu diskutieren. In seiner großen Güte hat Gott uns reichlich mit Bibeln, theologischen und praktischen Büchern, Seminaren, Bibelschulen und erfahrenen Brüdern und Schwestern versorgt, die uns helfen wollen, gesunde Standpunkte zu entwickeln, ohne die wir im Rennen allzu leicht aus dem Gleichgewicht geraten.

Gottes Geist

Kraft durch den Geist Gottes hatte der Herr Jesus ihnen versprochen. Er würde ihnen auch beistehen, sie unterstützen, sie lehren, sie an Jesu Worte erinnern und Akzeptanz ihrer Worte in ihren Zuhörern bewirken (Johannes 14-16). Er war es auch, der ihnen in Apostelgeschichte 2 den ansonsten unerklärlichen Mut und eine unausweichliche Gelegenheit gab, das Rennen dann auch tatsächlich zu starten. - Du fühlst dich zu schwach,

zu wenig ausgebildet, zu hinterwälderlich, zu sprachunbegabt? Petrus würde dir sagen: „Willkommen im Club! Ging uns allen so.“ Wenn der lebendige Gott in der Form seines guten Geistes in dir leben und mit dir arbeiten will, kannst du dann noch allen Ernstes behaupten, das könnte nicht gut gehen? Neben vielem anderen formt er einen neuen Charakter in dir (Galater 5,22), er hilft dir, das Böse deiner alten Natur immer wieder abzulegen, und er leitet dich in Situationen und Entscheidungen (Römer 8,13-14). Wer, wenn nicht jemand wie du, wäre qualifiziert, Gottes Arbeit auf dieser Erde zu tun?

Jerusalem - Judäa - Samaria - die ganze Welt

Platz satt. Auf dem Weg zum Podium kommt dir bei der nächsten Konferenz vielleicht jemand in die Quere, aber in Gottes Weinberg da draußen brauchst du keine Stahlkappen zu tragen - mitunter muss man ziemlich weit laufen, um seine Kollegen zu treffen. Wenn man ein bisschen wie Paulus denkt, ist es geradezu befreiend und aufregend, den nächsten Einsatzort herauszufinden - Italien, Spanien, Senegal, Brasilien, oder vielleicht doch Deutschland ... ? Manch einer findet das allerdings zu aufregend, und bleibt lieber zeitlebens in seinem „Jerusalem“. Wenn Gott das so von dir möchte, dann ist das auch das Beste, was du tun kannst. In deiner Stadt gibt es noch mehr Menschen ohne Gott, als du je zu ihm führen könntest. Sei treu dort! Allerdings hindere die in deiner Gemeinde nicht, die es nach Judäa, Samaria oder noch weiter hinaus treibt. Noch mehr, du solltest deine Jünger mit der Begeisterung für Gottes weltweite Mission anstecken, du solltest sie aktiv fördern und sie dann betend und gebend begleiten. Sie brauchen dich als starke Basis zu Hause!

Denke nie, dass erst alles in deiner Gemeinde perfekt sein muss, bevor ihr eine aktive Rolle in der Weltmission spielen könnt. Glaubst du, das Evangelium wäre je aus dem Mittelmeerraum rausgekommen?

Die Apostelgeschichte liefert noch mehr Zeichen der großen Güte Gottes, die seinen Kindern half, die geplante Mission trotz ihrer Trägheit, ihrem Unverständnis und ihren Konflikten anzupacken und voranzutreiben. Der Herr Jesus selber, der aus dem Himmel mitwirkte (Markus 16,20), Verfolgung (Apostelgeschichte 8), Gemeinden und Teams, und vieles mehr. Vielen hat das Studium dieser Kapitel geholfen, ihren persönlichen Startschuss zu verstehen und zu gestalten. Wenn du offen für Gott bist, dann wirst du seinen Startschuss verstehen. So wie Kelvin.

Kelvin ist Chef der Sicherheitsabteilung einer sehr großen Firma in Ndola (Sambia). Seit vielen Jahren war er Ältester in seiner Gemeinde. Durch ein Seminar zum Thema Mission wurde er aufmerksam darauf, dass Gott noch mehr mit seiner Gemeinde vorhat als die wöchentlichen Treffen. Er, der normalerweise im Nadelstreifenanzug die großen Dinge regelte, entdeckte auf einmal, dass in ihrem Stadtteil die größte Ansiedlung von Somalis hier in Sambia lebt. Er realisierte, dass sie wohl nicht die Mittel haben, um Missionare von hier nach Somalia zu schicken, dass sie aber sehr wohl die Gastarbeiter von dort hier erreichen können. Als er mir das bei einem kurzen Treffen an der Tankstelle erzählte, merkte ich die freudige Erregung, die ihn erfasst hatte: „Nächsten Samstag haben wir ein Seminar in unserem Stadtviertel. Alle evangelikalen Gemeinden der Umgebung treffen sich, um sich für die Arbeit unter Moslems motivieren und schulen zu lassen. Und dann werden wir sehen, was Gott mit uns tut!“

Der Startschuss für sie war gefallen. Der Nachschub rollte wieder!

Marco Vedder

Marco Vedder (41 J., verh., 4 Kinder) hat die letzten 17 Jahre in fünf verschiedenen Ländern verbracht. Vor zwei Monaten ist er mit seiner Familie in seinem neuen Einsatzgebiet angekommen: Deutschland.



:P

Sei ein „Hoffnungsscheiner“

Wie wird man ein missionarischer Mensch?

Als ich mit 15 Jahren in die Jugend unserer Gemeinde kam, nahmen mich meine Geschwister mit zu Straßeneinsätzen in der Bielefelder Innenstadt, die zusammen mit anderen Jugendgruppen durchgeführt wurden. Die Strategie war simpel: Ein paar kostenlose Bücher auf einem Tisch und einige Jugendliche mit diversen Traktaten in der Hand versuchten, diese an den Mann und die Frau zu bringen.

Die meisten von uns vermieden dabei möglichst den Augenkontakt mit den Passanten. Irgendwie hoffte man, dass sich kein Gespräch entwickeln würde und man niemanden trifft, den man kennt.

So lernte ich Peter kennen. Peter war anders. Während wir anderen nur unser „Pflichtprogramm“ abrissen, hatte Peter Spaß an diesen Straßeneinsätzen. Waren wir noch dabei, den Büchertisch aufzubauen, hatte Peter schon diverse Gespräche mit ihm völlig unbekanntem Leuten.

Später gingen Peter und ich auf dieselbe Schule und dort wurde er von allen nur „Jesus“ genannt, weil er eigentlich nur ein Thema hatte: Jesus! Peter wurde für mich zum Prototypen

eines missionarischen Menschen. Es war klar für mich: Wer missionarisch leben will, der muss so sein wie Peter!

Unterschiedliche Wege missionarischen Lebens

Das baute in mir einen gewissen Druck auf. Ich wollte ja missionarisch leben, doch auf der Straße irgendwelche Traktate zu verteilen (die am Ende den Boden der Bielefelder Fußgängerzone bedeckten) und fremde Menschen anzusprechen (die zu 99,9% keine Lust darauf hatten, auf der Straße vor Karstadt nach Gott gefragt zu werden) gehörte zu den Dingen, die ich noch weniger gern machte als Leber essen, zur Schule gehen oder zu tanzen (selbst auf meiner Hochzeit habe ich nicht getanzt).

Mit der Zeit bin ich diesbezüglich entspannter geworden. Nicht dass ich jetzt gerne Straßeneinsätze mache, ich weiß aber, dass es auch andere Wege gibt, missionarisch zu leben.

Doch die Spannung, die Peter unbewusst in mir hervorrief, ist ja den meisten Christen nicht unbekannt. Wie kann ich den Auftrag Gottes erfüllen und Zeuge Christi sein in meinem natürlichen Umfeld? Und zwar am

besten so, dass es zu mir und meiner Person passt und mir dazu auch noch Spaß macht!

Jederzeit bereit?

Eine Bibelstelle, die in diesem Zusammenhang gerne zitiert wird, zeigt meiner Meinung nach das Problem und die Lösung für diese Spannung auf.

„Und seid jederzeit bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der euch auffordert, Auskunft über die Hoffnung zu geben, die euch erfüllt“ (1. Petrus 3,15 NGÜ).

Das Problem im Umgang mit dieser Stelle ist, dass sie häufig benutzt wurde, um zu einem missionarischen Lebensstil aufzurufen. Das bedeutete oft gleichzeitig, dass man an der Bibelstunde teilnehmen sollte, um zu „trainieren“. Denn wenn wir zu jeder Zeit bereit sein sollen, Rede und Antwort zu stehen, müssen wir uns fit machen, damit wir die richtigen Antworten auch parat haben, wenn wir gefragt werden. Somit wurde der Schwerpunkt darauf gelegt, dass möglichst jeder Christ in der Lage ist, seinen Glauben mit den richtigen Worten und Bibelstellen sowie den richtigen Schaubildern zu bezeugen.



So haben wir bei den vielen Predigten, Bibelstunden, Hauskreisen, Jugendkreisen oder bei ähnlichen Gelegenheiten völlig übersehen, dass wir meist gar nicht nach unserer Hoffnung gefragt wurden. Wir fühlten uns relativ fit und vorbereitet darauf, Rechenschaft zu geben - doch niemand verlangte danach.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Zu einem mündigen Christsein gehört mehr als das Wissen, dass Jesus mich liebt. Daher ist es gut, wenn wir wissen, an wen wir glauben, wie er sich uns offenbart und was er mit dieser Welt vorhat. Dazu gehört das Bibelstudium in Bibelstunden und Hauskreisen und auch die sonntägliche Predigt sollte uns hier weiterbringen. Doch dieses Wissen soll eine Hoffnung in uns wecken, die nach außen scheint und für die Menschen in unserem Umfeld sichtbar wird.

Daher steckt für mich in diesem Vers auch die Antwort auf die Frage „Wie werde ich zu einem missionarischen Menschen?“: Sei ein „Hoffnungsscheiner“ oder mit anderen Worten: Lebe so, dass Christus an deinem Leben sichtbar wird.

Ein heiliges Volk, das Gottes Wohltaten verkündigt

Den ersten Teil von 1. Petrus 3,15, der häufig unter den Tisch fallen gelassen wird, übersetzt Luther mit: „(...) heiligt aber den Herrn Christus in euren Herzen“.

An vielen Stellen der Bibel werden wir zu Heiligung aufgefordert, weil wir zu einem heiligen Gott gehören (z.B. 1. Petrus 1,15+16). Petrus selbst nennt die Gemeinde in 1. Petrus 2,9 ein heiliges Volk, das die Wohltaten Gottes verkündigen soll.

Es ist die große Herausforderung des Lebens im Geist Gottes von eben diesem in das Bild Christi verwandelt zu werden, damit er selbst für andere Menschen an uns sichtbar wird. Und das nicht nur zu bestimmten Zeiten wie am Sonntagmorgen, während Pro-Christ oder während des Straßeneinsatzes, sondern zu jeder Zeit unseres Lebens soll Christus in unserem Leben leuchten.

Der missionarische Lebensstil ist somit nicht auf punktuelle, organisierte missionarische Aktionen reduziert, sondern der vom Geist veränderte

Mensch ist mit seinem neuen Wesen Salz und Licht in seinem Umfeld.

Petrus betrachtet das ganz praktisch. Heiligung ist für ihn kein abstraktes Thema, welches schwer zu fassen und zu verstehen ist. Ganz im Gegenteil: Es macht sich an ganz praktischen, im Leben verankerten Handlungen fest: Einheit, Mitleid, Brüderlichkeit, Barmherzigkeit, Demut und vieles mehr.

Das Wesen Jesu sichtbar werden lassen

Da, wo wir das Wesen Jesu in unserem Umfeld sichtbar werden lassen, macht dies immer einen Unterschied, da die Menschen um uns herum meist von anderen Werten geprägt sind, als wir, die wir unsere Werte von Christus vorgelebt bekommen haben. Wenn diese Werte in unserem Leben verankert sind, sind wir Licht in einer dunklen Welt.

Eine junge Frau erzählte mir kürzlich, wie sie morgens zur Arbeit ging und ein Arbeitskollege sie anrief, um etwas abzusprechen. Nachdem sie das dienstliche geklärt hatten, fragte er sie gerade heraus: „Hör mal, du bist doch gläubig, oder?“ Er war selbst nicht gläubig, und die junge Frau hatte ihn nicht mit Traktaten zugeschmissen oder zur Kirche eingeladen, sondern durch ihr Leben im Beruf haben die Kollegen etwas an ihr gesehen, das sie nur mit dem Glauben an Gott erklären konnten.

In einer Gesellschaft, in der sich die Menschen über Leistung und Status definieren, werden wir zum Leuchtfener der Hoffnung, wenn wir die Menschen ohne Vorbehalte lieben und respektieren.

In einer Gesellschaft, in der die Menschen in der Masse vereinsamen, werden wir zum Leuchtfener der Hoffnung, wenn wir uns Zeit für Menschen nehmen, ihnen zuhören und ihrer Sehnsucht nach Gemeinschaft begegnen.

Wir werden zum Leuchtfener der Hoffnung, wenn wir Fehler nicht nachtragen, sondern barmherzig mit den Fehlern anderer umgehen.

Das Wesen Christi wird an uns sichtbar werden, wenn wir nicht egoistisch auf unser Recht pochen, sondern unser Gegenüber höher achten als uns selbst.

Nicht nur Aktion sondern Lebensstil

In seinem Buch „Jünger wird man unterwegs“ zeigt Dallas Willard zu Recht auf, dass wir zu häufig in unseren Gemeinden Christen hervorbringen, die im richtigen Moment das richtige Glaubensbekenntnis aufzusagen können, doch viel zu selten Jünger hervorbringen, die sich mit ihrem Leben Christus verschrieben haben, ihm nachfolgen und sich danach ausstrecken, so zu leben, wie er es getan hat.

Der missionarische Lebensstil beginnt damit, dass das Wesen Christi in meinem Leben sichtbar wird und zur Geltung kommt.

Das bedeutet nicht, dass wir keine missionarischen Aktionen mehr benötigen. Evangelistische Veranstaltungen haben ihren Platz, ebenso wie der Büchertisch in der Fußgängerzone. Menschen brauchen Orte, an denen sie mit ihren Fragen und Sehnsüchten gesehen und ernstgenommen werden. Doch wenn unser Leben keinen Unterschied macht zu dem, was sie kennen und was die Gesellschaft lebt, warum sollten sie dann zu uns kommen und glauben, dass wir die richtigen Antworten für sie haben?

Das Wesen Christi gehört nicht hinter dicke Kirchenwände, es gehört in die Gesellschaft und zwar durch die, die Christus nachfolgen. Die Hoffnung in uns soll die Hoffnungslosen berühren, so werden sie nach Gott fragen und ihm in uns begegnen.

„Hoffnungsscheiner“ sind also diejenigen, die die Hoffnung in die Sportvereine eines Ortes tragen, in die Parteien einer Stadt, in die Familien, Arbeitsstellen und Schulen des Heimatortes, da wo sie ganz natürlich auf Menschen treffen, die Gott noch nicht kennen. Da werden sie ganz zwangsläufig einen Unterschied machen, wenn sie den Menschen in der Liebe Gottes begegnen, respektvoll und demütig wie Jesus den Menschen begegnet ist. Und wenn sie dort nach ihrer Hoffnung gefragt werden, können sie von dem erzählen, der den Unterschied macht: Jesus Christus.

Alexander Hefke

Alexander Hefke ist Gemeindefereferent der EFG Heiligenhaus.



Leben mit der Glasknochenkrankheit

Wenn alles anders kommt ...

Gott baut auf und Gott heilt

Ende Februar 2010: Große Ultraschalluntersuchung. Wir erwarten unser erstes Kind, in vier Monaten ist es so weit. Die Vorfreyde wächst. Bisher hat sich der Embryo gut entwickelt. Diesmal gibt es allerdings eine Auffälligkeit. Die Oberschenkel sind kürzer als das zu diesem Zeitpunkt zu erwarten ist. Das muss nichts bedeuten, zur Überprüfung werden wir dennoch an die Uniklinik in Gießen überwiesen, weil dort eine bessere Untersuchung per Ultraschall möglich ist. Tatsächlich sind sowohl Ober- und Unterschenkel als auch (geringfügig) die Arme zu kurz. Die Oberschenkelknochen weisen zudem eine starke Verkrümmung auf. Der Professor stellt eine Verdachtsdiagnose, nach der es sich um eine äußerst seltene Skeletterkrankung handelt. Sollte sich dieser Verdacht im Folgenden bestätigen, müssen wir mit dem Allerschlimmsten rechnen. Im besten Fall hätten wir ein körperlich und geistig behindertes Kind. Doch zu dem Krankheitsbild gehört auch eine starke Verengung des Brustkorbs, welche zu erheblichen Atemproblemen führen kann. Die meisten Kinder mit dieser Krankheit sterben daher in den ersten Stunden oder Tagen nach der Geburt.

Sicherlich haben wir es im Vorhinein theoretisch durchgespielt: Was wäre, wenn unser Kind nicht gesund ist oder gar stirbt? Wir waren uns völlig klar darüber, dass wir es genauso annehmen würden wie jedes andere Kind. Doch als wir dann auf den Bildschirm schauten und die mögliche Diagnose hörten, traf es uns doch unvorbereitet und veränderte alles.

Eine spannende Zeit begann. Ohne viel darüber nachzudenken, verfassten

Anfang Mai 2011 ist es mal wieder passiert. Eine Allerweltssituation. Unser Sohn liegt auf dem Rücken, wirft seine Beine enthusiastisch in die Luft und lässt sie wieder herunterfallen. Stößt sich vom Teppich ab. Die pure Lebensfreude. Gutes und wichtiges Training. Hundertmal gemacht. Dieses eine Mal war wohl zu viel. Ein lautes Knacksen, das durch Mark und Bein geht. Der linke Oberschenkel ist gebrochen, ohne massive Einwirkung. Doch spulen wir erst mal ein gutes Jahr zurück ...

wir eine E-Mail an alle unsere Freunde und Bekannte. Wir schilderten die Situation und baten um Gebetsunterstützung. Die Resonanz war überwältigend. Wie auf Händen haben uns die Ermutigungen und die Gebetszusagen getragen. Wir haben jeden Satz aufgesaugt. Wahrscheinlich können wir gar nicht absehen, auf welche Weise Gott diese Gebete erhört hat und noch erhören wird.

Mit Bangen und Hoffen erwarteten wir die weiteren Untersuchungen. Unser Kind wuchs, die Knochen blieben verkrümmt. Leider war auch der Brustkorb auffällig, so dass sich die Verdachtsdiagnose im Verlauf der Schwangerschaft eher bestätigte. Mit dem Näherrücken des Geburtstermins mussten wir uns Gedanken darüber machen, welche lebenserhaltenden Maßnahmen seitens der Intensivmedizin wir in Anspruch nehmen würden, wenn es so weit ist. Es ist - positiv ausgedrückt - eigenartig, sich auszumalen, wie man eine Beerdigung kurz nach der Geburt durchführen würde. Für uns war das keine einfache, doch sehr wichtige Lektion, ganz bewusst unser Kind in Gottes Hand zu legen, der das Leben schenkt und auch das Recht hat, es jederzeit (!) wieder zu nehmen.

Wir haben mit vielen anderen Gott um Heilung gebeten. Gleichzeitig war uns bewusst, dass Gott manchmal auch andere Wege geht. Was uns selbst überrascht hat: Den größten Trost fanden wir nicht in der Hoffnung, dass Gott diese erbetene Heilung schenkt. Sondern in der Gewissheit, dass wir einen absolut souveränen Gott haben, der genau weiß, was er tut, und der keine Fehler macht. Diese ganze Geschichte, unsere Geschichte, geht nicht bloß dann „gut“ aus, wenn Gott unseren Wunsch nach einem lebendigen, gesunden Kind erfüllt. Sie geht dann gut aus, wenn seine Pläne durch Krankheit oder Gesundheit, durch Tod oder Leben zum Ziel kommen und er sich dadurch in unserem Leben verherrlicht. Gott war und ist der Autor hinter diesem Geschehen. Und weil wir seine Kinder sind, dürfen wir um seine weisen und liebevollen Absichten wissen. Manche Gedanken über Gottes Souveränität in menschlichem Leid haben uns schon vor diesen Ereignissen bewegt und zum Staunen gebracht. Wie wunderbar, dass diese Wahr-

heiten über Gott nicht nur anregende (theologische) Gedankenspielerie sind. Wir können es bezeugen, dass sie in der Realität „funktionieren“, dass sie tragen und Halt geben. Dass wir das so erleben durften, dafür sind wir dankbar. Denn Gott hat uns dieses Vertrauen auf ihn geschenkt.

Am 24.06.2010 kam unser Sohn Benaja Josia per Spontangeburt auf die Welt. Das Personal auf der Intensivstation stand bereits in den Startlöchern, um schnell reagieren zu können. Das sollte nicht nötig sein. Sein herzhaftes Schreien war schon einmal ein sicheres Zeichen dafür, dass er atmen konnte. Er zeigte sich auch sonst quicklebendig. Zur Sicherheit wurde er über Nacht auf der Intensivstation betreut, konnte aber schon am nächsten Morgen verlegt werden. Was haben wir uns gefreut!! Klar erkennbar waren trotzdem seine krummen Beinchen. Früh merkten wir auch, dass er Schmerzen hatte, wenn man ihn dort anfasste. Vier Tage nach der Geburt wurde „zufällig“ per Sonografie ein Knochenbruch im rechten Oberschenkel festgestellt. Nach Anlage eines Gipses konnten wir ihn am 30. Juni mit nach Hause nehmen.

Die Verdachtsdiagnose war hinfällig, neue Vermutungen wurden nur mit Vorsicht geäußert. Knapp zwei Wochen später knackte es im linken Oberschenkel - die zweite Fraktur. Beim Krankenhausaufenthalt bekamen wir dann Gewissheit. Benaja hat die so genannte „Glasknochenkrankheit“ (Osteogenesis imperfecta). Es handelt sich dabei um einen genetischen Defekt, der zur Folge hat, dass das Knochenmaterial nicht genügend Stabilität und Flexibilität aufweist. Die Knochen sind weich und gleichzeitig brüchig, schon geringe Belastungen können zu Frakturen führen. Bis heute hat Benaja sich beide Oberschenkel zweimal gebrochen, außerdem den linken Oberarm. Dazu kommen mehrere Mikrofrakturen (Haarrisse), die schmerzhaft sind, aber innerhalb von

wenigen Tagen verheilen. Da die Krankheit nicht heilbar ist, beschränkt sich die Therapie auf die Symptome. Regelmäßige Medikamentengabe per Infusion soll die Knochendichte erhöhen, umfangreiche Physiotherapie stärkt die Muskulatur und macht Benaja mobil. Damit Benaja einmal auf seinen Beinen stehen und sogar laufen kann, werden zur Stabilisierung vorsorglich Nägel ins Knochenmark eingesetzt, um Frakturen vorzubeugen. Aber das hat noch ein bisschen Zeit.

Wir sind unendlich froh und glücklich über unseren kleinen Sohn, der schon so einiges mitgemacht, sich dabei aber ein sehr sonniges Gemüt bewahrt hat. Nach der ersten Diagnose fühlen wir uns mit Glasknochen „gut bedient“. Wir wissen, es hätte schlimmer kommen können!

Das letzte Jahr war für uns eine echte Herausforderung, die Erfahrungen im Glauben möchten wir jedoch nicht mehr missen. Sie spiegeln sich in der Namensgebung unseres Sohnes wider: Benaja heißt „Jahwe baut (auf)“ und Josia bedeutet „Jahwe heilt“. Sein gegenwärtiger guter Zustand ist auf Gottes heilendes Handeln und seine Bewahrung zurückzuführen. Und ob stabil oder zerbrechlich - Gott hat ihn „gebaut“, er ist sein Schöpfer, er hat ihn bis ins kleinste Detail geplant und nach diesen Plänen angefertigt. Für dieses Wunder sind wir Gott sehr dankbar und gespannt, wie diese Pläne mit ihm und uns weiter aussehen werden. IHM gehört alle Ehre!

Nils und Doro Fastenrath,
Wetzlar



:GEMEINDE

Wo Gemeinden heute wachsen

Wo wächst die Gemeinde Jesu auf dieser Welt?

Im Neuen Testament gehört Wachstum zum geistlichen Leben des Einzelnen und der Gemeinde. Der Herr Jesus gebraucht in seinen Reden viele Beispiele, in denen Wachstum der Kern dieser Gleichnisse sind (z.B. das vierfache Ackerfeld, die selbstwachsende Saat, das Senfkorn ...). In der Apostelgeschichte lesen wir in fast jedem Kapitel vom Wachstum der Gemeinden:

- Im ersten Kapitel sind es 120 Gläubige, die sich zum Gebet versammeln (1,15).
- An Pfingsten kommen 3000 zum Glauben (2,41).
- Nach der Heilung des Gelähmten steigt die Zahl auf mehr als 5000 (4,4).
- Im Kapitel 6,1+7 wird von weiterem Wachstum vor und nach einer Krise berichtet.
- Im Umfeld von Jerusalem gab es weitere Gemeindegründungen (9,31+35).
- In Antiochien werden Heiden zu Christen (11,21+24).
- Auf der ersten Missionsreise von Paulus werden in Kleinasien viele Gemeinden gegründet (13,5; 14,1+21).
- Während der zweiten Missionsreise werden in Europa Gemeinden gegründet (16,11; 17,4).
- In Kapitel 21,20 heißt es zusammenfassend von der Gemeinde in Jerusalem, dass Tausende (wörtlich sogar „Zehntausende“) von Juden gläubig geworden sind.

Gibt es heute noch vergleichbare Berichte von wachsenden Gemeinden? Ja, es gibt sie aus verschiedenen Gegenden dieser Welt. Ich möchte einige Beispiele aufzeigen:



MAIN CHURCH

CHILDREN'S
CHURCH

TEEN'S CHURCH

„Tschad für Jesus“

Vor Kurzem traf ich mal wieder Rene Daidanso, einen verantwortlichen Mitarbeiter aus den Brüdergemeinden im Tschad. Anfang der neunziger Jahre hatte er zusammen mit anderen Leitern einen Plan entwickelt, jeden Ort in dem zentralafrikanischen Land mit dem Evangelium zu erreichen. Das war eine riesige Aufgabe, denn das Land ist aufgeteilt in einen animistisch/christlich geprägten Süden und den islamischen Norden, der an Libyen grenzt.

Rene Daidanso gebrauchte einen afrikanischen Vergleich: Wie isst man einen Elefanten? (Nebenbemerkung: Ich weiß nicht, wer schon mal Elefantenfleisch gegessen hat, wir selbst bekamen einmal 50 kg frische Elefantenleber in unsere Küche in Tansania geliefert, das war allein schon eine ordentliche Herausforderung, dies zu verarbeiten). Richtig, man teilt den großen Elefanten in kleine Stücke auf, dann kann man ihn nach und nach verspeisen.

So haben sie damals das Land in verschiedene Bereiche aufgeteilt und einen Distrikt nach dem anderen mit dem Evangelium erreicht. Im ersten Jahr waren sie 500 Evangelisten, die im Land unterwegs waren. Vergangenes Jahr waren es dann schließlich 18.000 Evangelisten. Inzwischen haben sie jeden Ort in ihrem Land mit dem Evangelium erreicht. Viele neue Gemeinden wurden gegründet.

Warum erleben unsere Geschwister im Tschad solch ein Wachstum der Gemeinden? Da ist zunächst einmal eine große aber sehr konkrete Vision: „Tschad für Jesus“. In jedem Ort im Land sollen Evangelisten die Gute Nachricht von Jesus Christus verkündigen. Man begann mit den willigen Mitarbeitern, die bereit waren, solche Einsätze zu machen. Sie berichteten von dem, was Gott an Wundern durch sie getan hatte. Dadurch wurden weitere Gläubige motiviert, bei der nächsten Aktion mitzumachen. Tausende von Betern wurden mobilisiert, die die Einsätze im Gebet begleiteten. Auch die Mittel, die sie einsetzten (Fahrzeuge, Nahrungsmittel, Geräte), wurden von den bestehenden Ge-

meinden im Land gespendet. Christen setzten sich ein für die Weiterentwicklung ihrer Dörfer und gewannen so an Ansehen.

Brüdergemeinden sind in diesem Evangelisationsprogramm führend, und sie arbeiten mit anderen evangelikalischen Gemeinden zusammen. Dieses Programm läuft nun schon seit zwanzig Jahren. Unsere afrikanischen Geschwister haben offensichtlich eine größere Ausdauer beim Evangelisieren als es in unseren Breiten üblich ist. So haben sie am Ende „den Elefanten verspeist“!

Das Beispiel Korea: ein Land entdeckt seine weltweite Verantwortung

Tschad ist ein noch wenig entwickeltes Land. Aber auch in stärker entwickelten Ländern wachsen Gemeinden. Ein besonders eindruckliches Beispiel ist das aufstrebende Südkorea. Die meisten der größten Gemeinden der Welt befinden sich dort. Ortsgemeinden mit mehreren zehntausenden Gliedern sind dort keine Seltenheit. Noch beeindruckender ist das Engagement der koreanischen Gemeinden für Weltmission. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts war Korea ein Land, das vor allem Missionare empfing. Dann begann langsam eine Sicht für ihre weltweite geistliche Verantwortung zu wachsen und Missionare wurden von Korea ausgesendet. Ich selbst konnte 1995 während eines Missionskongresses an einer Versammlung für südkoreanische Studenten teilnehmen. Sie fand im Olympiastadion in Seoul statt. 50.000 Studenten hatten sich dort zu dem Zweck versammelt, öffentlich zu bekennen, dass sie sich für Mission im eigenen Land und weltweit einsetzen möchten. Damals hatte Korea etwa so viele evangelikale Missionare wie Deutschland zu der Zeit: etwa 2.500. Seitdem ist aber die Zahl der koreanischen Missionare auf über 20.000 gewachsen, während bei uns in Deutschland die Zahl nur leicht gewachsen ist.

Es gibt heute fast kein Land mehr, in dem nicht koreanische Missionare tätig



Flechsigs Mavuno Church

Nairobi Chapel als Zeltstadt

Leiter philippinischen Missionen

sind. Sie hatten in Deutschland und in manchen anderen Ländern ursprünglich unter ihren eigenen Landsleuten gearbeitet. Inzwischen erreichen sie viele Einheimische in ihren Einsatzländern und sind dabei, sich auf unterschiedliche Kulturen einzustellen, was vielen gar nicht leichtfällt. Aber ihre Sicht für Evangelisation und Mission drängt sie voran.

Philippinische Gastarbeiter arbeiten als Zeltmacher-Missionare

Einem Volk, dem es recht leichtfällt, sich auf andere Kulturen einzustellen, sind Filipinos. Vor drei Jahren traf ich bei der AEM Jahrestagung in Rehe den Leiter der Arbeitsgemeinschaft philippinischer Missionen. Er berichtete von einem riesigen Paradigmenwechsel, den sie als Missionen erlebt haben. Sie hatten schon vor einigen Jahrzehnten begonnen, von den Philippinen Missionare in andere Länder auszusenden. Aber nach einiger Zeit stagnierte die Zahl. Für Gemeinden auf den Philippinen war es einfach zu teuer, Missionare ins Ausland zu senden und von ihrem Heimatland aus zu unterstützen. Viele Gemeindeleiter hatten keine Sicht, gute Mitarbeiter aus ihrer Gemeinde als Missionare auszusenden, denn so verloren sie ja gute Mitarbeiter und zahlende Mitglieder, die sie für ihre Gemeindeglieder eigentlich selbst brauchten.

Gleichzeitig gab es eine wachsende Bewegung im Land, sodass immer mehr Filipinos als Gastarbeiter im Ausland tätig sind. Inzwischen sind das mehr als 9 Millionen Menschen. Zum Beispiel ist jeder dritte Matrose weltweit ein Filipino. Die Leiter der Missionen bekamen die Idee, diese vorhandene Bewegung für die Ausbreitung des Evangeliums zu nutzen. Sie hatten Kontakte zum Arbeitsministerium und schlugen daher vor, durch ihre Erfahrung im Ausland könnten sie Vorbereitungsseminare für künftige Gastarbeiter anbieten, wie man mit anderen Kulturen klarkommen kann, einen Kulturschock vermeidet und ähnlichen Themen.

Sie bekamen die Gelegenheit, viele solcher Seminare durchzuführen.

Dabei kamen sie in Kontakt mit überzeugten Christen, denen sie die Frage stellten, ob sie nicht als Zeltmacher-Missionare arbeiten wollen, um bei ihrer säkularen Arbeit Jesus zu bezeugen, wo immer das möglich ist. Viele erklärten sich bereit dazu. Inzwischen setzen sich auch Älteste und Gemeindeleiter auf den Philippinen dafür ein, möglichst viele Zeltmacher-Missionare aus ihrer Ortsgemeinde auszusenden. Denn dort im Land ist es üblich, wenn jemand ins Ausland zieht, um dort zu arbeiten, schickt er manche große Geldbeträge an seine Verwandten nach Hause. Wenn sie treue Gemeindeglieder sind, geben sie von diesem Geld üblicherweise den Zehnten an die Gemeinde. Auf diese Weise tut es einer Gemeinde gut, so viele Gastarbeiter wie möglich ins Ausland zu senden. Und wenn sie dann noch Evangelium verkündigen, werden gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen.

Inzwischen sind Zehntausende von philippinischen Zeltmacher-Missionaren weltweit unterwegs. Gerade auch im Nahen und Mittleren Osten arbeiten viele von ihnen. Sie sind bekannt als treue Beter und leidenschaftliche Evangelisten.

„Reverse Mission“- ein weltweites Phänomen

Viele Länder, die früher nur Missionare empfingen, senden inzwischen Missionare in andere Länder aus. Diese Entwicklung wird auch „Reverse Mission“ genannt: Mission kehrt aus dem globalen Süden dieser Welt in den Norden zurück. Aus Südamerika werden zum Beispiel 10.000 Missionare ausgesandt, davon arbeiten 1.000 in Europa.

Auf der Konferenz „Jesus Unites“ im Mai dieses Jahres in Essen konnten wir einige von ihnen persönlich kennenlernen. Wir trafen zum Beispiel einen ehemaligen Anti-Terror Polizisten, der selber mit dem Tod bedroht wurde und fliehen musste. Er wurde dann gläubig und gründete in seinem Nachbarland eine große Gemeinde. Seit einigen Jahren arbeitet er nun in Deutschland und ist für drei Gemein-

den hier verantwortlich. Er ist ein feuriger Redner, der in seinem Eifer an Paulus erinnert, wie er Agrippa in Apostelgeschichte 26 das Evangelium verkündigt.

Deutsche Gemeinden können von der neuen Bewegung profitieren

Daniel und Nancy Flechsig waren als Wiedenester Missionare dreieinhalb Jahre in Kenia. Ihr Ziel war es, von den Gemeinden in Nairobi zu lernen, wie in einer Großstadt Gemeinde gebaut werden kann. Inzwischen sind sie zurück in Deutschland. Sie wurden als weiße Missionare von der Mavuno Church in Nairobi nach Deutschland ausgesendet. Diese kenianische Gemeinde unterstützt sie im Gebet und auch finanziell. Dies ist Teil eines großen Plans der mit Nairobi Chapel verbundenen Gemeinden, der beinhaltet, bis zum Jahr 2020 dreihundert neue urbane Gemeinden zu gründen, davon 30 außerhalb von Afrika. Auch in anderen Ländern Ostafrikas sind sie schon tätig.

Das Ziel von Flechsigs ist es, in Berlin eine innovative missionarische Gemeindegemeinschaft aufzubauen. Sie werden durch ein internationales Team dabei unterstützt. Es ist ein Wagnis, sich einerseits auf die gewachsene Geschichte einer bestehenden Gemeinde einzulassen und gleichzeitig neue missionarische Wege zu gehen. In allen oben genannten Beispielen haben Christen aus dem Glauben gehandelt, weil ihnen das missionarische Anliegen so wichtig war, dass sie bereit waren, Wagnisse einzugehen und unbekanntes Terrain zu betreten. Auch in Deutschland ist dies möglich. Wo sind die Mitarbeiter, die sich auch bei uns auf solche Wagnisse einlassen?

Horst Engelmann

Horst Engelmann
ist Missionsleiter von
Forum Wiedenest.



Mission - die ganze Welt im Blick ...



Christoph Krumm lebt mit seiner Frau Dorothee und ihren drei Kindern in Zagreb / Kroatien. Ihre Heimatgemeinde ist Weitefeld. Er schreibt:

Der „Eiserne Vorhang“ fiel - und im Osten Europas taten sich ungeahnte Möglichkeiten auf. Nicht nur politisch und wirtschaftlich - auch für das Evangelium. Ein ganzes Missionsfeld tat sich plötzlich direkt vor unserer Nase auf. Und Christen aus allen Denominationen und Kirchen machten sich auf, um diese einmalige Gelegenheit zu nutzen. Unsere osteuropäischen Nachbarn, die jahrzehntelang unter dem kommunistischen Joch lebten, mussten die frohe Botschaft hören. Für uns hieß das: Humanitäre Hilfe und Missionseinsätze mit der Bibel- und Missionshilfe Ost e. V. (BMO). Zuerst in Rumänien, dann in Bulgarien und in Russland. Schließlich wurden wir auf die Nöte im ehemaligen Jugoslawien aufmerksam. Schreckliches Gemetzel und große Not, die nur ein Krieg auslösen kann, lenkten den Fokus schließlich auf dieses kleine Land mit seinen 4,5 Millionen Einwohnern.

Bei den ersten humanitären Einsätzen in den Jahren 1991 und 1992 war ich noch Student mit Ambitionen in der Wirtschaft. Aber die vielen Fahrten, die Zeit mit den Menschen vor Ort in den Flüchtlingslagern und die Gemeinschaft mit den dortigen Gemeinden veränderten meinen Fokus und meine Prioritäten. Hinzu kam eine große Offenheit. Jahrzehntelanger Kommunismus ließ ein Vakuum nach der Wahrheit entstehen. Die Resonanz auf unzählige Literatur-

gutscheine und Bücher war überwältigend. Die Gewissheit reifte in mir, dass der Herr mich als Missionar in Zagreb, der Hauptstadt Kroatiens, haben wollte. Auch unsere Heimatgemeinde Weitefeld kam zu diesem Schluss und legte uns die Hände für diesen Dienst auf. Seit 1998 nennen wir somit Zagreb unsere zweite Heimat.

In den Anfängen bekehrten sich die Menschen leicht und schnell - es war eine Mini-Erweckung. Aber diese Phase hielt leider nicht lange an. Heute ist das damals existierende Vakuum, durch alles, was der Westen anbietet, gestillt. Hinzu kommt eine stark katholisch-nationalistische Tradition. Das ist heute das große Hindernis für das Evangelium.

Auch wenn die Umstände sich in den letzten Jahren stark geändert haben, unsere Prinzipien sind geblieben. Wir sind überzeugt, dass es nach wie vor das Wichtigste ist, Jünger zu machen. Jesus ist mehr an Qualität als an Quantität interessiert. So haben wir ständig großen Wert darauf gelegt, dass die Gläubigen persönlich im Glauben wachsen. Viele Treffen eins-zu-eins; der Mentor mit seinem Schüler, Austausch, Gebet, Ermutigung, persönliche Unterweisung - das war und ist uns wichtig. Wie Paulus es den Thessalonichern sagte: Ich war euch wie ein Vater und wie eine Mutter, ich habe euch mein eigenes Leben mitgeteilt. Während in den Anfangsjahren die Leute durch große Veranstaltungen zum Glauben kamen, heißt es heute: Freundschaftsevangelisation. Offene Häuser, offenes, transparentes Leben, einen durstig-machenden Lebensstil führen, um so die uns Nahestehenden mit dem Evangelium bekannt zu machen.

Wir haben inzwischen 3 Älteste, einige neue Anwärter, 2 Diakone und eine große Anzahl treuer Mitarbeiter in verschiedenen Diensten. Ein neues großes Missionsfeld sind die vielen Gemeindeglieder! Hier werden wir in den nächsten Jahren viel zu investieren haben. Was unsere großen Herausforderungen sind, ist die Frage, wie wir das Evangelium weiterbringen. Und auch wie die Gemeinde besser in einer Großstadt funktionieren kann, in der ein hohes Tempo herrscht, wo viel gearbeitet und schnell gelebt wird und wo wenig Zeit zur Ruhe ist. Vor uns liegen viele Herausforderungen, aber die Lösungen sehen wir innerhalb der biblischen Prinzipien. Möge der Herr uns viel Weisheit schenken, damit auch in Zukunft noch „eiserne Vorhänge“ fallen. Denn der Gott, der den dicksten Vorhang von oben nach unten zerriss, kann auch uns heute noch Türen auf tun.



Thomas Depner lebt mit seiner Frau Petra und ihren 4 Kindern auf der Insel Biem / Papua Neuguinea. Ihre Heimatgemeinden sind Dillenburg-Manderbach und Friedrichshausen. Zusammen mit ihnen arbeiten ebenfalls auf Biem die Familien Bucer und Chen. Thomas schreibt:

Vor fünf Tagen hatten sie den Mann begraben und nun sollte er seine letzte Mahlzeit bekommen. Sein fünftägiger Besuch im Totenreich der väterlichen Verwandtschaft war vorbei und jetzt kamen seine mütterlichen Vorfahren, um ihn zu ihrem Totenreich zu holen. Bei Einbruch der Dunkelheit wurden Essen, Tabak, Kokosnüsse und Kleidung auf ein Blätterbett gelegt, und dabei wurde der Name des Toten angerufen. Ein Mann, der in Trance war, schaute dabei zu, bis er dann plötzlich wild aufsprang. Er packte das Bett und schüttelte daran. Dann rief er: „Das Boot ist abgefahren.“ Jeder floh. Es war jetzt Zeit für die Mahlzeit der Geister.

Mit diesen Eindrücken begab ich mich auf den Heimweg, stellte aber fest, dass der Mann in Trance nicht weit wegelaufen war. Er begleitete eine charismatische Singegruppe, die einen Krankenbesuch machte. Er war ja auch ein geistlicher Leiter der größten Kirche auf der Insel. Nachdem sie gesungen und gebetet hatten, ging er zu der Familie des Verstorbenen und fing an, in der Stimme und mit der Persönlichkeit des Toten zu sprechen.

Synkretismus. Deutlicher als woanders erleben wir hier auf Biem, wie der Glaube der Vorfäter mit einer Form des christlichen Glaubens vermischt wird. Die Bibel ist ein Buch, das einen detaillierteren Bericht über ihren bereits vorhandenen Ahnenglauben gibt. Moralisch gilt sie als eine gute Richtlinie, wird aber nur wenig umgesetzt. Warum auch, wenn doch beim nächsten Besuch des Priesters komplette Vergebung zugesprochen wird.

Seit vielen Jahren wird Papua Neuguinea in der Statistik als christliches Land geführt. Warum gibt es also immer noch so viele Missionare von New Tribes Mission (NTM) hier? Nach über einem Jahr auf Biem gibt es für mich keinen Zweifel mehr daran, dass diese Menschen hier noch genauso verloren sind, wie sie es vor 100 Jahren waren, als noch kein Weißer die Insel betreten hatte. Die christliche

Religion wurde nur in ihrer äußerlichen Form angenommen und hat zu keiner wirklichen Wiedergeburt geführt.

Seit vielen Jahren kommen Missionare nach PNG, aber nur wenige nehmen sich die Zeit, ihre Zielgruppe richtig zu verstehen. Die Weißen werden oft als zurückgekehrte, verstorbene Vorfahren angesehen, die jetzt das Geheimnis des Segens und der Güter wissen, und deshalb so viele Dinge besitzen. Ihr Ziel ist es also, Freunde der Missionare zu werden, in der Hoffnung, dass diese das Geheimnis weitergeben. Die Aufforderung zum Besuch der Kirche, das Einhalten der 10 Gebote oder das Vater-Unser-Gebet werden als Teil des Rituals verstanden, um an den Segen Gottes heranzukommen.

Als NTM nehmen wir uns bewusst ein paar Jahre Zeit, um mit den Menschen gemeinsam zu leben und ihre Sprache und Kultur zu erlernen. Dies gibt uns einen sehr guten Einblick in ihren Alltag und auch in ihr wirkliches Glaubensleben. Aus diesem Grund sehen wir es als notwendig an, den Leuten nicht nur das Evangelium zu sagen, sondern es ihnen in einer Weise zu sagen, die sie verstehen. Dies ist nicht nur von der Wahl der Sprache und der Worte abhängig, sondern erfordert ein großes Maß an Verständnis von ihrer kulturellen Sicht der Dinge, mit der sie alles Gehörte interpretieren.

Seit ein paar Tagen hat eine neue Phase in unserer Arbeit hier begonnen. Wir sprechen bewusst Dinge an, die der Weltanschauung der Leute hier widersprechen und stellen gezielte Fragen zu ihrem biblischen Verständnis.

Bisher haben wir sehr viele betroffene Gesichter gesehen und hören ständig Kommentare wie „Wir auf Biem haben noch keine Ahnung von dem wirklichen Grund der Bibel. Wir beten und singen Lieder, aber wir wissen nicht, was sie bedeuten.“ Der Hunger nach der Wahrheit ist sehr groß und so arbeiten wir eifrig daran, einen Lese- und Schreibunterricht zu erstellen und sind dabei, die ersten Schritte in Richtung Bibelübersetzung zu gehen. Unser Ziel ist es, die Biem-Leute chronologisch durch den Rettungsplan Gottes zu führen und vor ihnen den gesamten Ratschluss Gottes zu entfalten. Dabei werden wir viele kulturelle Aspekte benutzen, um ihnen jüdische Kultur und biblische Konzepte besser verständlich zu machen.

Erich Pfister lebt mit seiner Frau Marita und ihren 5 Kindern in Eirunepé / Brasilien. Ihre Heimatgemeinde ist Hammelburg. Erich schreibt:

Wir arbeiten, zusammen mit Maria Du Carmo (bras. Mitarbeiterin), seit 2007 in Brasilien, genauer gesagt im Nord-Westen im Amazonas. Dort sind einige Stämme der Canamari ansässig. Unser primäres Ziel ist das Erlernen der Sprache und im Zusammenhang damit auch das Erforschen der Kultur der Canamari. „Unser Konzept“ ist darauf aufgebaut, erst mit der Lehre zu beginnen, wenn die Sprache gut beherrscht wird und der Großteil der Kultur erforscht ist, sodass wir uns mit ihnen total identifizieren können. Die Canamari leben noch immer sehr „rückständig“ und wir sind diejenigen, die sich an ihren Lebensstil oder Lebensweise anpassen müssen, um tiefe und feste Beziehungen aufzubauen, was das „A und O“ für die Evangelisation und das Lehren ist. Die Canamari leben



und denken sehr einfach. So kostet es viel Zeit und Schweiß und bringt Krankheit und viele Mückenstiche mit sich, wenn man mit ihnen arbeiten möchte, da wo sie leben, arbeiten, essen etc. Berücksichtigung findet alles, was sich in ihrer Kultur „abspielt“ und worüber wir ihre Denkweise noch nicht kennen. Westliche Denkweise oder auch nur Ansätze davon machen Türen zu ihren Herzen komplett zu.

Wir (d.h. Marita und DuCarmo) sind auch bei der medizinischen Versorgung der Indios tätig, was ein großes Potential für Kontakte darstellt.

In unserer Siedlung leben ungefähr 150 Indios. Aber die Canamari sind weit verstreut - man spricht etwa von 3500 Canamari-Indios. Die Canamari leben zu 90% von dem, was sie auf ihren Feldern anbauen. Sie sind nicht gerne gesehen und werden speziell in der Stadt als „nicht vollwertig“ behandelt. Deshalb versuchen die Indios oft ihre Identität zu verdecken, was ihnen natürlich nicht gelingt. Der Alkohol ist wohl das größte Problem bei den Indios. Die sonst friedlichen Canamari werden dann auch schnell gewalttätig und dies endet dann oft traurig. Es gibt viel Malaria, Infektionen und besonders die Kinder haben ein schweres Leben. Stehlen z.B. ist an der Tagesordnung (auch untereinander) und das bringt einen oft ans Limit. Heute aber respektieren die Canamari unsere Sachen, während das Stehlen untereinander immer noch fortbesteht. Es war sehr schwer, dies durchzusetzen und brauchte sehr viel Sensibilität und Ausdauer, war aber schon Teil der Vor-Evangelisation. Wir haben einige sehr gute Kontakte zu den Indios. Dafür sind wir sehr dankbar. Die Canamari versorgen uns, je nach Saison, mit Fleisch, Fisch und Früchten. Im Tausch dafür geben wir ihnen Kleider und mehr.

Konrad Binder lebt mit seiner Betty und ihren 2 Kindern in Puerto Princesa / Philippinen. Ihre Heimatgemeinde ist Metzingen. Konrad Binder schreibt:

Noch blutverschmiert lag das neugeborene Baby auf dem Bambusboden der schlichten Hütte. Alle Fenster waren verdunkelt, damit weder Licht noch Wind ins Innere der Hütte dringen konnten. Einzelne Lichtfäden, die das löchrige Blätterdach durchbrachen, erhellten den engen Raum. Das Huhn, das zeitgleich mit dem ersten Schrei des neugeborenen Kindes geschlachtet werden musste, war

schon im Topf und diente bald als Mittagessen für die ganze Verwandtschaft, die um die Hütte versammelt war. Es fehlten nur noch die Blätter einer bestimmten Pflanze, welche um die Stelzen der Hütte befestigt werden mussten. Die bösen Geister würden bald das frische Blut und das neugeborene Kind riechen. Nur diese Blätter und vollkommene Isolation würden das Neugeborene und seine Mutter vor deren Angriff schützen. „Janrell“ war in eine verzweifelte, von Furcht regierte Welt geboren worden.

Ende 2008 zogen wir als Familie in den Volksstamm der Tagbanoas/Cuyanans in den kleinen Ort Barawnon ein. Ein Jahr später kamen unsere Partner Nate & Megan hinzu. Unser Ziel: Gemeindegründungsarbeit unter den Tagbanwas und Cuyanans. Mit Begeisterung machten wir uns an die Arbeit, die Sprache und die Kultur der Menschen um uns herum zu lernen. Schon durch das Training von NTM wurden wir darauf vorbereitet, dass diese zwei Bereiche essentiell sind, um Zugang zu den Herzen der Stammesleute zu finden. Erst wenn wir ihre Sprache sprechen und ihre Welt verstehen, würden wir in der Lage sein, ihnen das Evangelium in relevanter Art und Weise weiterzugeben.

Je mehr wir uns mit der Welt der Stammesleute auseinandersetzen, umso deutlicher erkennen wir die tiefgreifenden Unterschiede zwischen ihrem und unserem Verständnis der Welt. Ihre Fragen und Probleme drehen sich nicht um Evolution kontra Kreationismus oder dem nachhaltigen Umweltschutz. Sie werden vielmehr von Fragen geplagt, die uns völlig fremd sind: „Wie kann man böse Geister besänftigen? Wie schützt man sich am besten vor ihnen? Was muss man tun, um nicht ihren Zorn fürchten zu müssen?“

All das und noch vieles mehr hat später auch Konsequenzen in der Gemeindegründung: Wie die Zusammenkünfte, die Anbetung oder die Verkündigung aussehen, ist schließlich durch unseren kulturellen Hintergrund geprägt. Und wir wollen nicht „unsere Version“ von Gemeinde predigen, sondern Christus und ihn allein in ihre eigene Kultur. Der Inhalt bleibt der gleiche, aber die Form muss anders aussehen.

Doch erst wenn wir die Sorgen und Fragen dieses Stammes gründlicher kennen und verstehen, werden wir in der Lage sein, ihnen „die richtige Antwort“ zu bringen, welche alle ihre Fragen beantwortet und ihre Furcht wegnehmen wird: Jesus Christus.





Miriam Ille lebt in Pucallpa / Peru.

Ihre Heimatgemeinde ist Sindelfingen. Sie schreibt:

Wo die Straße von Lima über die Anden sich ins Amazonastiefeland schlängelt und dann am Fluss Ucayalie als Sackgasse endet, liegt Pucallpa. Pucallpa heißt übersetzt „bunte Erde“. 15 km außerhalb dieser Stadt befindet sich die Missionsstation von Indicamino. Auf der Missionsstation arbeiten Missionare aus Peru, Deutschland, der Schweiz und Paraguay. Indicamino arbeitet unter verschiedenen Indianerstämmen des Tieflandes und bietet ihnen die Möglichkeit eine Ausbildung als Pastor, Schreiner, Mechaniker oder Kleintierzüchter zu absolvieren. Für diese Ausbildung kommen die Indianer mit ihren Familien auf die Missionsstation.

Auf der anderen Seite gehen Missionare aber auch in die Stämme und führen dort Kurse durch. Das ist zum Beispiel meine Aufgabe. Ich werde von verschiedenen Stämmen eingeladen einen Kindermitarbeiterkurs durchzuführen. Bis jetzt gibt es wenige gut funktionierende Kinder- bzw. Sonntagsschulen in den Dorfgemeinden, weil viele der Meinung sind, dass die Kinder nicht viel verstehen. Der Kurs geht über drei Wochen lang. Sie lernen verschiedene Kinderlieder in Spanisch, wo wir versuchen, einige in ihre Indianersprache zu übersetzen. So können die Lieder besser verstanden werden und ins Herz der Kinder gehen. Meistens arbeite ich mit einem einheimischen Übersetzer. Der Hauptschwerpunkt liegt in den ersten beiden Wochen auf dem kindgerechten Erzählen biblischer Geschichten. Und das ist eine Herausforderung für sie. Sie sind es nicht gewöhnt, Texte zu lesen, da viele keinen richtigen Schulabschluss haben. So üben wir das Erzählen zuerst in kleinen Gruppen bis sich die ersten trauen, vor allen Teilnehmern die Geschichte in ihrer Sprache wiederzugeben. Ist dieser Schritt geschafft, überlegen wir, wie man eine Einleitung gestalten kann und was die Kinder aus dieser biblischen Geschichte für ihr Leben lernen können. In der dritten

Woche gehen wir in kleinen Gruppen in die verschiedenen Nachbardörfer. Dort können die Teilnehmer ihre ersten Erfahrungen sammeln. Nach Ende des Kurses bekommen sie ein Heft mit Lektionen, die für ein gesamtes Jahr reichen. Im darauffolgenden Jahr findet ein zweiter Kurs statt, um verschiedene Dinge zu vertiefen. Im dritten Kurs helfen mir indianische Kindermitarbeiter, die über den Zeitraum selbst treu Kinderstunde gemacht haben, und nun eigene Erfahrungen einbringen können. Das Ziel ist, dass diese fähigen Mitarbeiter im darauffolgenden Jahr selbständig einen Kurs für neue Mitarbeiter durchführen.

Meine Aufgabe ist noch nicht zu Ende ...

Mit Sack und Pack kam ich im Januar direkt von Nepal nach Wiedenest, um mich dort vorzustellen. Was Mission angeht, bin ich kein Neuling. Seit 1998 war ich mit Christliche Fachkräfte International (CFI) in sehr abgelegenen Regionen in Nepal als Entwicklungshelferin tätig.

Die ersten fünf Jahre in Nepal verbrachte ich im Rukum Distrikt und half der Partnerorganisation TEAM (The Evangelical Alliance Mission) beim Aufbau ihres an drei Distrikte angrenzenden Missionskrankenhauses. Dieses Krankenhaus haben wir dann an einen einheimischen christlichen Träger übergeben dürfen und ich habe somit meinen Dienst dort abgeschlossen.

Dort sowie in Jumla, meinem jetzigen Einsatzort, gab es bis vor kurzem keine befahrbaren Straßen. Die Regionen waren nur mit Kleinflugzeugen zugänglich. Zu Fuß ist es natürlich auch möglich, aber dafür muss man sich dann schon einige Tage Zeit nehmen und mehrere Höhenpässe (über 4.000 Meter) überwinden. Bei meinem nächsten Einsatz im Jahr 2006 wollte ich dann etwas höher hinaus und bin mit International Nepal Fellowship (INF) in Jumla gelandet.



Das Distriktzentrum, wo ich wohne, liegt auf 2.600 Metern Höhe und circa 600 km nordwestlich der Hauptstadt Nepals, Kathmandu. Die ersten drei Jahre gab es dort kein Telefon und kaum Elektrizität. Inzwischen über die Jahre hat sich vieles in Jumla getan. Mittelalterliche Verhältnisse und Errungenschaften des 21. Jahrhunderts treffen nun aufeinander und sorgen immer wieder für amüsante, aber auch kritische Situationen. Seit einigen Monaten kann ich am „beinah“ Ende der Welt sogar drahtlos ins Internet. An diesen bahnbrechenden Entwicklungen war ich aber nicht beteiligt ...

In Jumla war ich bisher mit dem Aufbau von Dorfgesundheitsprogrammen beschäftigt. Das beinhaltete viele Fußmärsche zu den abgelegenen Gesundheitsposten. Meine Hauptaufgabe lag darin, medizinisches einheimisches Personal und Dorfgesundheitsshelferinnen zu schulen und zu beraten. Die schwere Lage der Frauen und Kinder lag mir besonders am Herzen. Über 70% der Kleinkinder leiden an chronischer Unterernährung und sind dadurch bedingt in ihrer Entwicklung sehr beeinträchtigt. Mit meinen einheimischen Kollegen zusammen habe ich dann ein Ernährungsrehabilitationszentrum mit acht Betten für die schwersten Fälle aufgebaut. Mit INF (der Partnerorganisation von Wiedenest) gab es durch die vielen Dorfbesuche und den Dienst an Kranken unzählige Möglichkeiten zum Zeugnis, Gebet für die Patienten und Dienste, wo Gottes Liebe ganz praktisch zum Ausdruck kommen konnte. Es war ausgesprochen ermutigend und ein Vorrecht, zu erleben und mit daran teilzunehmen, wie der Herr Menschenleben verändert und erneuert.

Mein Vertrag mit CFI endete im Februar dieses Jahres und konnte nach dem Entwicklungshelfergesetz nicht mehr weiter verlängert werden. Beim Beten und Überlegen, was als Nächstes dran ist, traf ich auf absolute Perspektivlosigkeit. Mir lag weiterhin Jumla am Herzen und ich hatte den starken Eindruck, dass meine Aufgaben dort noch nicht zu Ende sind. Da sich aber vorerst mal die Tür für einen weiteren Einsatz dort zu schließen schien, überlegte ich mir, mich von CFI in ein neues Projekt in Nepal senden zu lassen. Doch hatte ich Zweifel und keinen wirklichen Frieden darüber. Ich hatte nur noch zwei Monate bis zu meinem Vertragsende und keinerlei Perspektiven, weder in ein neues Projekt zu wechseln noch nach Deutschland zurückzukehren. Mitten in diese Überlegungen und Perspektivlo-

sigkeit hinein kam dann eine plötzliche Wendung. INF hat ihren Hauptsitz in Australien und von dort kam ein Team von Leitern und Sponsoren, die Teile der Dorfgesundheits- und -entwicklungsarbeit in Jumla finanzierten. Sie wollten sich die Arbeit vor Ort ansehen und übernachteten bei mir. Wir hatten regen Austausch sowie Zeiten miteinander im Gebet. Sie waren sehr erfreut über die Entwicklung und Auswirkungen der Projekte. Sie besuchten einige unserer Frauengruppen und waren überzeugt von dem ganzheitlichen Dienst dort, der auch weitreichende Möglichkeiten für das Evangelium beinhaltete. Sie bedauerten sehr, dass mit all den vielen Möglichkeiten vor Ort kaum qualifizierte Mitarbeiter da sind, die in so ein abgelegenes Gebiet gehen können.

Als ich ihnen mitteilte, dass ich gerne weiterhin in Jumla arbeiten und leben wollte, boten sie mir ganz spontan Unterstützung an und empfahlen mir eindringlich, eine deutsche Partnerorganisation zu suchen. Ich spürte eine innere freudige Aufregung und es war mir, als würde Gott mir die Tür für Jumla wieder öffnen. Über CFI kam ich mit Forum Wiedenest in Kontakt und bewarb mich. Dort im Hochgebirge von Jumla bin ich nicht nur umgeben von hohen Bergen, sondern dort gibt es auch bergeweise Arbeit und Möglichkeiten für das Evangelium. Gott hat mir die Tür erneut geöffnet. Darum sehe ich für die nächsten Jahre weiterhin meine Aufgaben dort und werde im August von Forum Wiedenest dorthin entsendet.

Susanne Hutter

Der Mensch denkt, Gott lenkt ...

Das Jahr 2010 brachte uns, Iris und Karl-Friedrich, das Land Tansania wieder einmal in Hautnähe. Wen wundert das? Lag doch unsere letzte Reise in die zweite Heimat von Iris schon eineinhalb Jahre zurück! Drei Wochen Baueinsatz in Mtwara und zehn Tage auf der Station in Dar es Salaam im Sommer 2010 - könnte daraus noch mehr werden? Doch nach unserer Rückkehr legten wir diesen Gedanken wieder beiseite.

Zur Erklärung: Iris (damals noch Riemer) arbeitete von 1988 bis 2002 in der Verwaltung der Mission in Mbesa mit. Durch ihre anschließende Tätigkeit als Missionssekretärin bei Forum Wiedenest blieb sie weiterhin im engen Kontakt



TANSANIA

zu Tansania und unseren Mitarbeitern und Geschwistern dort. Auch Karl-Friedrich hat durch mehrere Arbeitseinsätze und Besuchsreisen eine Liebe für dieses Land und seine freundlichen Menschen entwickelt.

Für unsere beiden Missionarinnen in Dar es Salaam wurden schon seit längerem Nachfolger gesucht. Im Herbst überschlugen sich für uns die Ereignisse: Gedanken, Anfragen, Eindrücke, Ideen - uns wurde klar, dass wir das nicht mehr nur als eigene „Spinnereien“ abtun konnten. Sollte es vielleicht eine Anfrage Gottes an uns sein: „Wollt ihr nicht nach Dar es Salaam gehen?“

Es fehlten dann nur noch wenige Puzzlesteine, bis Gott uns das fertige Bild vor Augen hielt: Einen Einsatz für zwei Jahre in Dar es Salaam als unterstützender Dienst für unsere Missionsarbeit im Landesinneren.

Dar es Salaam ist ein Knotenpunkt für alle an- und abreisenden Missionare und Besucher. Außerdem sind dort die wichtigsten Behörden, z.B.

für die Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigungen, der Hafen und zentrale Einkaufsmöglichkeiten, z.B. technische Ersatzteile, Medikamente für das Krankenhaus Mbesa.

Die Gästebetreuung,

Containerabwicklung, Behördengänge und der vielfältige Einkauf werden zu unseren Aufgaben gehören.

Wir hätten uns sicherlich einen „beschaulicheren“ Einsatzort ausgesucht, da wir kräftemäßig nicht mehr aus dem Vollen schöpfen können. Für Karl-Friedrich kommt im reifen Alter noch die Sprachbarriere und deren Überwindung hinzu.

Zum 50sten Geburtstag von Iris Anfang des Jahres stand folgender Satz in den Losungen: Gott spricht: „*Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig*“ (2. Korinther 12,9).

So wollen wir es immer wieder lernen, dass es nicht darauf ankommt, was wir zu tun vermögen, sondern dass wir uns mit dem wenigen, was wir beizutragen haben, ihm zur Verfügung stellen. Und er hat versprochen, mit uns zu sein mit seiner Kraft und seinem Segen. Und deshalb freuen wir uns auf die vor uns liegende Herausforderung und sehen es als besonderes Geschenk von Gott, diesen Dienst in Tansania nun gemeinsam tun zu können.

Iris & Karl-Friedrich Monhof

Mbesa ist für mich zur Heimat geworden ...

Kennt Ihr die Geschichte von dem kleinen Mönch, der aus seiner Klosterzelle auszog in die weite Welt, weil es ihm zu eng wurde, und schließlich mit Freude im Herzen zurückkehrte, weil er die Welt gesehen hatte?

Seit 2002 war ich im Missionskrankenhaus in Mbesa/Tansania als Ärztin tätig. Diese Zeit hat mich herausgefordert, an meine Grenzen gebracht und mir geholfen, barmherziger mit meinen Mitmenschen zu werden. 2009 wollte ich meine Zelte dort abbauen, weil ich das Ziel hatte, eine mobile Klinik bei bzw. mit den Massai im Norden von Tansania aufzubauen. Mit diesem Ziel vor Augen führte mich mein Weg zunächst zu den Diakonissen im Hohrodberg (Elsaß), wo ich beim Putzen Französisch lernen wollte als Vorbereitung für einen Einsatz im Niger. In der Kapelle dieses schönen Fleckchens Erde kam mir Mbesa schon das erste Mal wieder in den Sinn. Ich beschloss, über Weihnachten



und Silvester nochmals bei den alten Kollegen auszuhelfen. Danach ging ich für drei Monate in den Niger, um unter Anleitung einer deutschen Gynäkologin mehr Erfahrung in Geburtshilfe zu bekommen. Das ist gelungen, aber auch eine andere Lektion gab es dort zu lernen. Kurz nach meiner Ankunft durften wir uns alle nur noch auf dem Gelände der Mission bewegen, weil es außerhalb zu gefährlich erschien. Da bekam Mbesa für mich eine größere Weite, wo ich nicht „eingesperrt“ war. Mir wurde bewusst, wie sehr mir Mbesa in den vielen Jahren dort zur Heimat geworden ist. Nun erscheint es mir sinnvoller, von dort aus zeitlich begrenzte Aktionen mit den Massai durchzuführen, was ich auf diese Weise besser organisieren und auch durchstehen kann.

Im November dieses Jahres möchte ich wieder zurück nach Mbesa gehen. Dort kann ich mich erneut mit meinen Gaben und meinem Wissen einbringen, denn es gibt nur wenige Mediziner, die in abgelegenen Gebieten Afrikas arbeiten wollen. Vieles, was ich im Niger in der Geburtshilfe gelernt habe, werde ich in Mbesa anwenden können. Als ich im vergangenen Jahr über Weihnachten und Silvester in Mbesa war, habe ich das Miteinander und die Zusammenarbeit mit den einheimischen Mitarbeitern als besonderes wohlthuend empfunden.

Nun freue ich mich schon wieder auf die Lieben dort, auf die Herausforderungen und die Gemeinschaft. Auch die Massai sind nicht vergessen. Ich werde im Oktober mit den „Flying Doctors“ für drei Tage in der Massai-Steppe im Einsatz sein.

Zurzeit arbeite ich noch bis Anfang September in einer Suchtklinik in Elbingerode in einem netten Team auf der Station für Innere Medizin. Unsere Patienten kommen zur Entgiftung und werden mit guten Tagesstrukturen und Gesprächen unterstützt, ein Leben ohne Alkohol zu führen.

Dr. Iris Schlagehan



Höhepunkte der Missionsgeschichte

Es ist so gut wie unmöglich, die „Geschichte der Weltmission“ in einem kurzen Artikel zu beschreiben. Deshalb werde ich hier auf einige weniger bekannte Höhepunkte, Aufbrüche und Wege in der Mission aufmerksam machen.

Ich bin auch der Überzeugung, dass wir „Tiefpunkte“ oder negative Entwicklungen in der Missionsgeschichte nicht verschweigen sollten, denn auch diese sind Teil der Geschichte! Vielleicht haben diese oft mehr zur Rückbesinnung auf biblische Grundsätze und Erneuerung der Mission beigetragen als die Höhepunkte!

Die Zeit der Apostel

Petrus - die Tür zu den Völkern:

Von Christus, dem Herrn der Mission, war Petrus der „Schlüssel“ anvertraut worden. So öffnet er mit der Pfingstpredigt die Tür des Evangeliums für Israel, mit einem erstaunlichen Ergebnis (Apostelgeschichte 2). In Samaria muss er den Ereignissen naheilen.

Dennoch geschieht auch hier durch ihn das Entscheidende: die Glaubenden empfangen den Heiligen Geist (8,17). Schwerer als viele andere Wege, die Petrus in seinem Leben zu gehen hatte, wird ihm dann jedoch der Weg von Joppe nach Cäsaräa in das Haus des Kornelius. Denn damit öffnet und durchschreitet er eine Tür, die seit dem Bundschluss am Sinai verschlossen war! Auch hier wird er vom Handeln Gottes überrascht und seine Begleiter „geraten außer sich“, weil Gott auch den Glaubenden aus den Völkern seinen Geist gibt (Kap.10). Dies ist wohl der Höhepunkt der Missionsgeschichte - überzeugend von Gott gewirkt!

Die Mission der „Zerstreuten“: „Geht hin und macht alle Völker zu Jüngern ...“ hatte Jesus befohlen. Dennoch kommt es von Jerusalem aus zu keiner Sendung über die Grenzen Judäas hinaus. So wählt Gott einen anderen Weg um sein Ziel zu erreichen. Die Verfolgung treibt die Jünger hinaus bis nach Antiochien. Doch nur die Jünger von Cypern und Kyrene verkündigen

das Evangelium auch den „Griechen“, sodass in Antiochien eine Gemeinde aus Heiden und Juden entsteht. Doch nicht ohne eine „Kontrolle“ durch die Apostel in Jerusalem, zu der Barnabas beauftragt wird (11,19-26).

In der ganzen Kirchengeschichte und bis in die jüngste Zeit können wir immer wieder eine „Mission der Verfolgten und Flüchtlinge“ beobachten. Sicher kein Höhepunkt, aber dennoch ein bemerkenswertes Handeln Gottes!

Paulus - von Antiochien nach Rom:

Etwa 15 Jahre nach dem „Missionsbefehl“ erfolgt nun in dieser Gemeinde aus Juden und Heiden die erste Sendung in die Völker. Weitere 12 Jahre später und nachdem der Apostel Paulus mindestens 15.000 km meist zu Fuß und Schiff nach Rom zurückgelegt hatte, grüßt er die Gemeinde in Philippi von denen „in des Kaisers Haus“ (Philipper 4,22). Das Evangelium war trotz Verfolgung und der Nöte in den Gemeinden bis zum Zentrum des Römischen Reiches gelangt, ein Höhepunkt, nicht nur im Leben des Apostels!

Der Apostel Thomas - von Jerusalem nach Indien: Bis vor einigen Jahren hielt man die „Thomas-Akte“ für wenig glaubwürdig. Darin wird berichtet, dass der Apostel Thomas über das Reich des Königs Gundaphorus, im heutigen Afghanistan und schließlich über den Seeweg nach Süd-Indien gelangt sei. Inzwischen haben Forscher festgestellt, dass dieses Reich tatsächlich existierte und in Südindien eine jüdische Kolonie und ein römischer Handelsstützpunkt bestanden. War diese jüdische Kolonie vielleicht das Ziel des Apostels?

Tatsache ist, dass auf dem Konzil von Nicea (325) ein Bischof Johannes von Persien und Indien anwesend war, und diese Kirche von Anfang an den Namen des Apostels Thomas getragen hat. Es ist also möglich, dass „Thomas der Zweifler“ schließlich als Zeuge seines Herrn diesen weiten Weg zurückgelegt hat.

Markus - Alexandrien und Nord-Afrika: Nach dem Kirchenvater Eusebius (gest. 341/2) soll der Evangelist Markus um das Jahr 65 der Gründer und später der „Vorsteher“ der ersten Gemeinde in Alexandrien gewesen sein. Wir wissen, dass an diesem Ort die erste Katechetenschule entstand und von hier aus die Missionierung Nord-Afrikas erfolgte. Diese Kirchen haben dann bis zum Jahr 315 etwa zehn Christenverfolgungen überstanden und mit dem Kirchenvater Augustin (354-430) einen der bedeutendsten Männer der Kirche hervorgebracht.

Leider folgte diesem Höhepunkt ein trauriger Niedergang. Dogmatische Auseinandersetzungen, mangelnde Bibelübersetzungen und Literatur führten dazu, dass diese Kirchen schließlich der um 640 beginnenden islamischen Eroberung und den radikalen Einschränkungen unter den islamischen Gesetzen erliegen. Um das Jahr 1000 gibt es in Nord Afrika keine offiziellen Kirchen mehr!

Im Gegensatz dazu haben die Kopten (Ägypten) bereits im 4. Jh. eine eigene Bibelübersetzung und später entsprechende Literatur. Das ist sicher ein Grund dafür, dass die Koptische Kirche bis heute in einer feindlichen islamischen Umwelt überlebt hat.

Gottes Umwege in der Mission

Mission durch Sklaven: Ähnlich wie in der Verfolgung in der Apostelgeschichte geht Gott manchmal eigenartige Wege, die für die Betroffenen oft schwer und unverständlich sind.

So reisten Anfang des 3. Jh. zwei junge Christen, Frumentius und Ädesius aus Tyrus durch das Rote Meer nach Süden. Sie erleiden Schiffbruch und werden als Sklaven an den Hof des Königs von Axum (Äthiopien) gebracht. Da sie gebildet sind, erhalten sie bald hohe Ämter und die Freiheit, das Evangelium zu verkündigen. Es entstehen Gemeinden und so die Koptische Kirche Äthiopiens, die trotz einiger Fehlentwicklungen bis zur Gegenwart überlebt hat. Und dies, obwohl sie bis zum 19. Jh. von allen anderen Kirchen isoliert war.

Das Zeugnis von Kriegsgefangenen:

Ähnlich bemerkenswert ist das Leben des Goten Wulfila. Durch kapadozische Kriegsgefangene hatten die Goten erste Kontakte zum Christentum. Wulfilas Vater war Kapadoze, Wulfila wird Christ und im Jahr 341 von Konstantinopel als Missionar zu den Goten ausgesandt. Unter ihnen wirkt er trotz großer Widerstände 40 Jahre, macht das Gotische zur Schriftsprache und übersetzt die Bibel ins Gotische. Es begann jedoch mit Kriegsgefangenen, die ihrem Glauben treu geblieben waren und diesen bezeugt haben!

Die Mission der katholischen Orden

Bereits bei der Missionierung bzw. Christianisierung Nord- und Ost-Europas durch Männer wie Patrick, Columba und Bonifatius wird deutlich, dass die Mission von den Klöstern ausgeht und diese die Zentren des kirchlichen Lebens werden. Zugleich wird die Verbindung von Staat und Kirche immer stärker. Dies hat Auswirkungen auf die Beziehung zu nichtchristlichen Völkern und die Mission unter ihnen, so z.B. durch die Kreuzzüge. Eine Ausnahme ist in dieser Zeit Raimundus Lullus (1232-1316), ein spanischer Adliger,

der nach seiner Bekehrung Theologie studiert, auf Mallorca ein Seminar gründet, junge Männer zur Mission unter den Muslimen ausbildet, selbst als Missionar nach Nord-Afrika geht und dort den Märtyrertod erleidet. Leider wird seine Vision der Mission unter Muslimen und das Seminar auf Mallorca von niemandem weitergeführt. Die folgenden Jahrhunderte der Entdeckungen sind gekennzeichnet von dem Miteinander kolonialer Eroberung und Christianisierung. Das hatte ohne Zweifel bleibende negative Folgen. Dennoch gibt es auch in dieser Zeit einzelne Persönlichkeiten mit einer großen Liebe und Leidenschaft für die Mission der Kirche - z.B. Francis Xavier (1506-1552), der in Indien, Indonesien, Japan und dann wieder Indien missioniert hat. Zu nennen wäre auch Bartholomäus de las Casas (1474-1566) und sein Versuch durch die „Neuen Gesetze“ die Situation von Kirche und Mission in Latein-Amerika radikal zu ändern. Doch auch hier übernimmt nach seinem Tod niemand sein „Erbe“. Gehen wir von einem biblischen Missionsverständnis aus, müssen wir wohl die Entwicklungen jener Zeit eher als einen Tiefpunkt der Missionsgeschichte betrachten.

Reformation und Mission - Luther und Schwenckfeld

Luther hat sich, neben seiner großen Aufgabe als Reformator auch mit dem Islam beschäftigt, denn mit Ende des 14. Jahrhunderts hatten die Türken Süd-Ost-Europa



erobert. Luther sieht es als Pflicht der Obrigkeit, das Land gegen die Türken zu verteidigen. Für die Kirche ist Mission zwar nicht in seinem Blickfeld aber seine Aussagen: „... der Islam ist Gottes Zuchtrute für unsere Sünden“ und „für die Kirche sind nur zwei Waffen erlaubt, Buße und Gebet!“ machen seine Überzeugung deutlich (Aus seiner Schrift: „Vom Krieg wider die Türken“ 1529).

Einen bedeutenden Vordenker von „Gemeinde und Mission nach dem Neuen Testament“ können wir leider nur kurz erwähnen. Kaspar von Schwenckfeld (1489-1561) war zunächst Gefährte Luthers, ging dann aber in seinem Verständnis der Reformation wesentlich weiter, sodass sich Luther von ihm trennte. Schwenckfeld fasst seine Überzeugungen u.a. so zusammen: „Gemeinde ... ist Gemeinde der Glaubenden, (nicht Volkskirche). Die Gemeinde ist Trägerin aller Dienste, wenn auch ‚missionarische Hilfsorganisationen‘ einen Beitrag leisten können“. Leider kann er seine Gedanken nicht verwirklichen, da er sich viele Jahre seines Lebens

auf der Flucht befindet. (Nach Karl Ecke: „Fortsetzung der Reformation“)

Neue Wege in der Mission - das Zeitalter der Missionsgesellschaften

Im Allgemeinen sieht man in der Gründung der „Baptistischen Missionsgesellschaft“ im Jahr 1792 den Beginn dieses Zeitalters. Ich denke jedoch, dass in dieser Hinsicht ein weiterer Vordenker erwähnt werden sollte, - Justinian von Welz (1621-1661). Nach seiner Bekehrung veröffentlicht er mehrere Bücher, in denen er zur Gründung einer protestantischen Missionsgesellschaft aufruft und sogar die Aufgaben zukünftiger Missionare beschreibt, die bis heute ihre Gültigkeit nicht verloren haben. Leider wenden sich die Vertreter der lutherischen Orthodoxie radikal gegen ihn. Die Gesellschaft wird nicht gegründet, er aber geht als Missionar nach Surinam und stirbt dort nach wenigen Jahren. So können wir wohl die Gründung der „Dänisch-Hallische-Mission“ als die erste erfolgreiche Gründung einer Missionsgesellschaft bezeichnen. Über die etwas eigenartige Entstehung dieser Mission durch die Zusammenarbeit des dänischen Königs Friedrich IV. mit August Hermann Francke in Halle sowie die Ausreise

von Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau im Jahre 1706 ist ausreichend berichtet worden. Ohne Zweifel war dies ein Höhepunkt evangelischer Missionsgeschichte.

Ein ähnlicher Höhepunkt sind auch Einfluss und Dienst von Nikolaus Graf von Zinzendorf (1700-1760), und die Gründung der Brüdergemeine in Herrnhut. Die Tatsache, dass in den Jahren 1732 bis 1760 mehr als 300 Missionare bis in die entferntesten Gebiete der Erde ausgesandt wurden, sowie ihr aufopferungsvoller Dienst sind weithin bekannt. Beachtenswert ist jedoch auch, dass es sich dabei fast ausschließlich um „Laien“ ohne besondere theologische Ausbildung handelte. Ein Novum in der Mission! Dennoch hat ihr Dienst zur Gründung von bekennnistreuen und biblisch orientierten Gemeinden geführt! Dies gilt auch für William Carey und die im Jahre 1792 gegründete und bereits erwähnte Baptistische Missionsgesellschaft in London.

Das Neue jedoch ist, dass Kirchen zwar ihren Missionsauftrag erkennen, die Verantwortung für die Mission jedoch an Missionsgesellschaften delegieren. So entstehen in den folgenden Jahrzehnten in den protestantischen Ländern eine Vielzahl solcher Missionsgesellschaften. Sie entfalten weltweit eine starke und auch erfolgreiche Tätigkeit, die zur Gründung vieler einheimischer Kirchen führt. In ihrem Rahmen arbeiten viele Missionare, die durch ihren vorbildhaften und wegweisenden Dienst bekannt geworden sind, wie z.B. David Livingston (1813-1873), Joh. Ludwig Krapf (1810-1881) und Johann Rebmann (1820-1876) in Afrika, Ludwig Ingwer Nommensen (1834-1918) auf Sumatra, John G. Paton (1824-1907) in der Südsee, Lars Olsen Skrefsrud (1840-1910) unter den Santal in Nord-Indien. Ihr Beispiel und der Dienst ihrer Mitarbeiter führte in den entsprechenden Gebieten zu Höhepunkten der Mission und Kirchen-gründung.

Mission durch einheimische Mitarbeiter

Etwas ganz Neues versucht auch der oft als Visionär bezeichnete deutsche Missionar Karl Gützlaff (1803-1851). Er arbeitet zunächst unter Chinesen in Thailand und Indonesien, denen er sich in Kleidung und Lebensstil anpasst, und beginnt die Bibelübersetzung. An der Küste Chinas muss er feststellen, dass ein Aufenthalt im Inneren nicht möglich ist. Deshalb fasst er den Plan, das Land durch einheimische Evangelisten und Kolporteurs zu evangelisieren und gründet hierfür die „Chinesische Union“, die bei seinem Tode etwa 300 Mitarbeiter umfasst. Eine Schwäche dieser Methode war gewiss die mangelnde Ausbildung und geringe geistliche Reife der chinesischen Mitarbeiter. Dennoch halte ich es für bedauernd, dass sich kein Nachfolger fand, um trotz der Enttäuschungen diese neue Sicht und Methode weiterzuführen.

Hudson Taylor und die „Glaubensmissionen“

Die Gründung der „China Inland Mission“ durch Hudson Taylor (1832-1905) im Jahre 1865 führte zu einem

neuen Typ von Missionsgesellschaft. Beeinflusst von dem aus der Bruderbewegung kommenden A.N. Groves (1795-1853) wollte Taylor allein von Gott abhängig, im Glauben und Gebet alle Unterstützung von Gott erwarten und sich im Dienst radikal dem einheimischen Lebensstil anpassen. Diesem Beispiel folgend sind in Europa und Amerika viele ähnliche Missionen für bestimmte Gebiete oder Länder in Afrika, Asien und Latein-Amerika entstanden. Dies führte ohne Zweifel zu einem neuen Aufbruch und Höhepunkt in der Mission insgesamt.

Da jedoch nun vor allen Dingen einzelne Freunde die Mission unterstützten, wurde den Kirchen und Gemeinden in der Heimat diese Verantwortung fast ganz genommen. Außerdem führte der interdenominationalen Charakter dieser Missionen zu Problemen beim Gemeindeaufbau und bei der Zurüstung und Ausbildung einheimischer Mitarbeiter.

Einen ganz anderen Weg ging in dieser Hinsicht der bereits erwähnte Anthony Norris Groves (1795-1853). Er betont die Verantwortung der örtlichen Gemeinde, ohne dabei „Angestellter“ der Gemeinde oder Mission zu sein. In seinem Dienst in Persien und Indien sucht er vor allen Dingen die Zusammenarbeit mit bestehenden Gemeinden und fördert einheimische Mitarbeiter, wie z.B. den Inder Aerolappen. Seinem Beispiel sind in der Folgezeit vor allen Dingen die Missionare der Brüdergemeinden gefolgt!

Einheimische „Apostel“, Pioniere, und Evangelisten

Ich bin der Überzeugung, dass wir mit unserer „europäischen Sicht“ der Missionsgeschichte dem Beitrag einheimischer Persönlichkeiten zu wenig Beachtung geschenkt haben. Deshalb möchte ich einige von ihnen nennen und zu einer Beschäftigung mit ihnen anregen.

Su Sang-Yun (1849-1926) war einer der ersten Christen in Korea, er half bei der Bibelübersetzung und gründete vor Ankunft der Missionare erste Gemeinden. Sein Vorbild führte zum starken selbständigen Wachstum der koreanischen Kirchen.

John Sung (1901-1944) kehrte nach



Bild: © A. Solinca, fotolia.com

einem Studium in den USA nach China zurück und gründete 1928 zusammen mit Andrew Gih die „Bethel Band“, die von Gott in ganz China zur Erweckung von Gemeinden und der Bekehrung vieler Chinesen gebraucht wurde. Sadhu Sundar Singh (1889-1929) in Indien möchte ich nur kurz erwähnen, da er durch manche Biographien hinreichend bekannt ist.

Watchman Nee, ursprünglich Nee-to-scheng (1903-1972), ist Gründer der einheimischen Gemeindebewegung „Kleine Herde“ in China. Besonders erwähnenswert ist deren Missionsmethode. Von bestehenden Gemeinden werden Gruppen, in denen alle Altersgruppen vertreten sind, in unevangelisierte Gebiete ausgesandt. Viele von ihnen suchen dort Arbeit und alle leben als Gemeinde zeugnishaft, sie gründen zunächst Hauskreise und über diese Gemeinden. Diese „Methode“ führte zu einem erstaunlichen Wachstum dieser Bewegung. Watchman Nee starb 1972 in einem Arbeitslager, nachdem er einen „Freikauf“ durch westliche Kirchen abgelehnt hatte. Bakht Singh, ein in Kanada zum Glauben gekommener Sikh, war ohne Zweifel einer der großen indischen Evangelisten dieses Jahrhunderts. Ohne eine weitere Organisation konzentrierte er sich ganz auf Evangelisation und Gemeindeaufbau. So entstanden etwa 1.500 Gemeinden, die auch weiterhin wachsen. Man könnte diese Methode evtl. „Mission durch die Gemeinde“ nennen und so kam es dazu,



dass er beim „Lausanner Kongress“ 1972 die so benannte Arbeitsgruppe leitete. Bemerkenswert ist auch die absolute Anpassung an die einheimische Kultur in diesen Gemeinden.

Zum Schluss möchte ich einige Missionare nennen, die durch ihren Dienst in bestimmten Bereichen weltweite Anerkennung gefunden haben.

Rolland Allen (1886-1947) wirkte Anfang des 20. Jh. wie ein „nicht gehörter Prophet“ durch seine Bücher, z.B. „Missionsmethoden - des Paulus oder unsere?“.

Dr. Frank Laubach: seine Alphabetisierungsmethode „Each one - teach one“ wurde von vielen Regierungen der „Dritten Welt“ übernommen.

Die Ärztinnen Dr. Ida Scudder, Vellore und Dr. Edith Brown in Ludhiana, Indien waren „Pioniere“ im Bereich der ärztlichen Mission, so auch weltweit Dr. Brand durch seinen Dienst im Lepra-Zentrum Karigiri, Süd-Indien.

Die gegenwärtige Situation

Es war ohne Zweifel das Vorrecht der Missionare und Missionarinnen aus Europa und Nord-Amerika in den letzten 250 Jahren das Evangelium „bis an die Enden der Erde“ (Apostelgeschichte 1,8)

zu tragen und dort Gemeinden zu gründen. Seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts können wir jedoch ein Ende dieser „Einbahnstraße“ beobachten. Gott gebraucht einheimische Evangelisten und Gemeinden zur Ausbreitung des Evangeliums und Gemeindegründung, allerdings fast ausschließlich im Bereich der „Evangelikalen“. Zur gleichen Zeit verlieren die „traditionellen Kirchen“ besonders in Europa zunehmend ihre Mitglieder, sicher auch aufgrund der dort herrschenden „liberalen Theologie“.

Bei einer Weltbevölkerung von gegenwärtig etwa 6,9 Mrd. sind die drei größten Religionen das Christentum mit 2,3 Mrd., der Islam mit 1,6 Mrd. und der Hinduismus mit 900 Millionen, außerdem rechnet man mit 1,1 Mrd. Atheisten.

Diese offiziellen Statistiken machen jedoch keinen Unterschied zwischen nur nominellen oder überzeugten Anhängern einer Religion. So erscheinen „evangelikale Christen“ in keiner der Statistiken, und Schätzungen liegen weit auseinander zwischen 450 und 700 Millionen, abhängig von der Tatsache, ob man Pfingstgemeinden und Charismatiker einbezieht. Allerdings sind die Evangelikalen insgesamt mit einem Wachstum von 4,7% die am stärksten wachsende religiöse Gruppierung weltweit, vor allen Dingen aber in Afrika und Latein Amerika. So betet man inzwischen in Gemeinden dieser Kontinente um eine Erweckung in Europa und ist bereit, Missionare zu senden.

Auf zwei erstaunliche Entwicklungen möchte ich noch besonders hinweisen: Das Wachstum evangelikaler Gemeinden in China und Nepal!

In China gingen 1950 mit der Ausweisung aller Missionare etwa 100 Jahre Missionsarbeit zu Ende und man rechnete damals mit etwa 1% Christen insgesamt. Nach etwa 60 Jahren kommunistischer Diktatur, Verbot jeder öffentlichen Aktivität, Verfolgung und

ohne die uns so bekannten „Hilfsmittel“, wie Liederbücher, Bibeln und Literatur schätzt man den Anteil der Christen heute auf etwa 10%. Dabei bilden die evangelikalen „Hausgemeinden“ den größten Anteil, ohne eine weitere Aufteilung auf Denominationen. Wie ist eine solche Entwicklung zu erklären? Ist es das alleinige Vertrauen auf Gottes Macht und Wirken, sowie das Gebet, weil diesen Christen sonst nichts zur Verfügung stand?

In das „Hinduistische Königreich Nepal“ durften zwar seit 1952 „Christliche Entwicklungshelfer“ einreisen, es wurde ihnen jedoch jegliche missionarische Aktivität untersagt. Außerdem wurde der Übertritt zum Christentum mit Gefängnis bestraft. Nepalis, die in Indien Christen geworden waren, kehrten jedoch nach Nepal zurück und waren und sind die Zeugen Jesu Christi, oft unter Verfolgung und weithin ohne viele Hilfsmittel. Das führte zu einem so erstaunlich starken Wachstum, sodass Schätzungen gegenwärtig weit auseinander liegen und ich deshalb keine Zahlen nennen möchte.

Sind wohl auch hier Gebet, Vertrauen in das Wirken Gottes und Leidensbereitschaft das „Geheimnis“ des Wachstums?

Dies sind nur einige Hinweise auf Ereignisse und Entwicklungen in der Weltmission. Ich hoffe jedoch, etwas vom vielfältigen Wirken Gottes und den so unterschiedlichen Wegen und Methoden in der Mission vermittelt zu haben. Der Beitrag soll dazu anregen, dass manche, besonders auch junge Leser sich weiter mit diesem so vielseitigen und faszinierenden Thema beschäftigen.

Daniel Herm

:P

Daniel Herm war 10 Jahre als Missionar in Pakistan, danach hat er das Missionshaus Bibelschule Wiedenest (Forum Wiedenest) geleitet. Er lebt im Ruhestand mit seiner Frau Marlis in Wiedenest.



Dies ist ein überarbeiteter Beitrag aus dem Buch: „Mission kreativ“, Hrsg. Volker Clemm, R.Brockhaus Verlag

Siehe auch Artikel „Brüdergemeinden weltweit“ in :PERSPEKTIVE Heft 10/2003.

Benutzte Literatur:

- J.D. Douglas, „International Dictionary of the Christian Church“, Paternoster Press
- Neill, Moritzen, Schrapp, „Lexikon zur Weltmission“
- Neill, „Geschichte der christlichen Mission“, Verlag der Ev.-Luth. Mission, Erlangen

Statistiken:

- <http://www.theologie.de/religionen/statistik.php>
- <http://www.evangelikal.de/statistik.html>

Bibel und Homosexualität

Ein Beitrag zum Schriftverständnis

In der aktuellen Diskussion um Homosexualität und Bibel wird auf Seiten der Befürworter von praktizierter Homosexualität immer wieder eine Argumentation vorgebracht, die man folgendermaßen zusammenfassen kann: die Bibel mache zwar negative Aussagen zur Homosexualität, dies könne jedoch nicht auf heutige homosexuelle Partnerschaften angewandt werden.

So behauptet z.B. Johannes Minkus, der Pressesprecher der bayrischen Landeskirche: *„Eine heutige verantwortlich gelebte eingetragene Lebenspartnerschaft kannte Paulus nicht. Darum kann seine Ablehnung homosexueller Handlungen auf heutige homosexuelle Partnerschaften nicht zutreffen.“*¹

Ähnlich argumentiert Wolf Bruske in seinem Aufsatz „Lesbisch, schwul und fromm“: *„Dabei zeigt eine biblische Exegese der relevanten Stellen, dass diese die heutigen homosexuellen Partnerschaften nicht meinen. ... Es gibt keinen Grund, Homosexuelle als Sünder und homosexuelle Partnerschaften als sündig abzulehnen.“*²

Beide Argumentationen ähneln sich stark: die Bibel mache Aussagen zum Thema, aber diese Aussagen können nicht auf unsere Situation heute übertragen werden. Denn die Bibel spräche nicht generell von Homosexualität, sondern nur von „missbräuchlicher Homosexualität“. Im Vergleich mit der heutigen Problematik zeige sich, dass die Kontexte - von verantwortlich gelebter Homosexualität heute und den biblischen Aussagen zur Homosexualität damals - völlig unterschiedlich seien.

Können wir überhaupt etwas vergleichen?

Doch wohin führt eine solche Argumentation? Wie wirkt sie sich auf andere Aussagen aus? Kern dieser Begründung ist ja die (unausgesprochene) Behauptung, dass sich biblische Aussagen und heutige Praxis nicht einfach vergleichen lassen. Es gehe dabei um völlig unterschiedliche Dinge.

Von daher träfen die negativen biblischen Wertungen nicht die Lebensverhältnisse heute. Die Kontexte (Zusammenhänge) seien zu unterschiedlich.

Wenden wir diese Argumentation einmal auf andere ethische Aussagen der Bibel an. Zum Beispiel auf das Gebot Vater und Mutter zu ehren. Der Zusammenhang (Kontext), in den dieses Gebot gesagt wird, ist sicher zunächst ein „finanzieller Kontext“ - es geht um die Versorgung der Eltern, wenn diese zu alt und schwach waren, um für sich selber zu sorgen. Müsste man - wenn man obiger Argumentation folgt - hier nicht sagen, dass dieses Gebot heute in einer Zeit staatlicher Rentenversicherungen keine normative Bedeutung mehr hat? Es geht hier doch um völlig unterschiedliche Kontexte, die sich nicht einfach vergleichen lassen.

Wie ist es mit dem Verbot, den Namen Gottes zu missbrauchen: der historische Kontext war wahrscheinlich das Gerichtswesen. Es gab Menschen, die ihren falschen Aussagen durch Berufung auf Gott (die höchste Instanz) mehr Gewicht verleihen wollten. Gott nennt das „seinen Namen missbrauchen“. Gibt es so etwas überhaupt noch in unserer Kultur? Hat dieses Gebot in unserem postmodernen Kontext überhaupt noch Bedeutung?

Oder nehmen wir das Gebot, die Ehe nicht zu brechen. Müssten wir nicht zunächst klären, was Ehe überhaupt ist? Und erweist sich nicht bei dieser Prüfung, dass das alttestamentliche Eheverständnis und die Art und Weise, wie damals Ehen geschlossen wurden, sehr verschieden ist von dem, wie wir heute verfahren. Kann man deshalb dieses Gebot einfach auf unsere Situation übertragen - bei solch unterschiedlichen Kontexten?

Und so könnten wir alle Gebote durchkonjugieren: wir werden überall Unterschiede im Kontext feststellen. Die Situation damals ist nicht deckungsgleich mit den heutigen Verhältnissen. Sind die Gebote deshalb nicht anwendbar und gültig? Oder nur über sehr komplexe, aber sehr spekulative Versuche der Aktualisierung?

Wie steht es mit den Heilsaussagen der Bibel?

Und man kann noch weitergehen. Was ist mit den neutestamentlichen Aussagen zu unserem Heil. Kann man denn dann einfach eine Aussage wie z.B. aus Römer 4,25 auf uns übertragen, wo es über Jesus heißt: *„der unserer Übertretungen wegen dahingegeben und unserer Rechtfertigung wegen auferweckt worden ist.“*

Sind „Opfer“ und „Rechtfertigung“ nicht Begriffe, hinter denen komplexe Kontexte stehen, die mit unseren Fragestellungen heute nur wenig gemein haben?

Können wir das Evangelium einfach für uns in Anspruch nehmen - oder ist da nicht viel vorab zu klären (was man vielleicht gar nicht klären kann) und zu fragen, was denn auf uns übertragen werden kann? Gilt dann das Evangelium überhaupt noch für uns heute?

Grundsätzliche Überlegungen

Wir befinden uns bei diesem Thema tatsächlich bei einer wichtigen Frage: Wie ist die Bibel zu verstehen? Was können wir von biblischen Aussagen auf uns übertragen? Niemand (auch unter den konservativsten Christen) nimmt die Bibel in dem Sinn wörtlich, dass er alles einfach auf sich überträgt. Wir wissen, dass wir biblische Aussagen einordnen, interpretieren (auslegen) und gewichten müssen.³ Jesus selber macht ja solche Unterscheidungen.⁴

Weil wir biblische Texte nicht nur zitieren, sondern auch verstehen und anwenden wollen, müssen wir interpretieren. Diese Erkenntnis, die wir gewinnen, müssen wir immer wieder an den biblischen Texten (der ganzen Schrift) überprüfen. *„Denn wir erkennen stückweise ...“*⁵ So wird z.B. über die Juden der Synagoge von Beröa gesagt: *„Diese aber waren edler als die in Thessalonich; sie nahmen mit aller Bereitwilligkeit das Wort auf und untersuchten täglich die Schriften, ob dies sich so verhielte.“*⁶

Nach welchen Kriterien prüfen wir?

Es ist also richtig, wenn wir unsere Erkenntnisse und unser Verständnis immer wieder überprüfen. Die Frage ist nur: was ist unser Kriterium, wenn wir prüfen? In Apostelgeschichte 17,11 sind es **die Schriften**, anhand deren man die Interpretation überprüft. Dazu brauchen wir jedoch Methoden, die die Schrift **in ihrem Wortlaut** ernstnehmen - und nicht aushebeln. Mit einer Interpretation, wie der oben aufgeführten, hebeln wir m.E. den Wortlaut der Texte aus, indem auf den **vermeintlichen** historisch-soziologischen Kontext verwiesen wird und dieser höher bewertet wird als der Wortlaut der Texte selber.

Nur - wer so argumentiert, verliert den Text selber und bekommt stattdessen unendlich komplexe hypothetische Kontexte. Man könnte auch sagen „spekulative Kontexte“, denn das **Ergebnis** all der komplizierten Versuche der Kontextualisierung ist ja nicht gewisser und sicherer als die traditionelle Interpretation. Die Erklärungen werden immer komplexer, der Text selber verschwindet. Er wird unsichtbar.

Der Text muss sichtbar bleiben

Wir brauchen aber einen Text, von dem aus wir denken und auslegen. Zur Qualitätssicherung der Auslegung dient wieder der biblische Text in seiner Gesamtheit.⁷ Wer den biblischen Text in seinem Wortlaut verliert, hat dann höchstens noch einige Prinzipien (Metabegriffe) wie „Liebe“ oder „Gerechtigkeit“, die aber sehr willkürlich gefüllt werden können.

C.S. Lewis schrieb in einem anderen Zusammenhang Folgendes: „*Man kann nicht endlos wegerklären, sonst wird man plötzlich feststellen, dass man die Erklärung selbst wegerklärt hat. Man kann nicht endlos die Dinge „durchschauen“. Durch sie hindurchzuschauen hat nur Sinn, wenn man durch sie hindurch etwas sieht. Es ist gut, dass ein Fenster durchsichtig ist, weil die Straße oder der Garten dahinter undurchsichtig sind. Wie, wenn wir auch durch den Garten hindurchsehen könnten? Es führt zu nichts, die Ersten Prinzipien „durchschauen“ zu wollen. Wenn man durch alles hindurchschaut, dann ist alles durchsichtig. Aber eine völlig durchsichtige Welt ist unsichtbar geworden. Wer alles durchschaut, sieht nichts mehr.*“⁸

Das gilt auch für die Interpretation biblischer Texte: der Text ist eine Art „erstes Prinzip“. Der Text muss - bei aller Interpretation - sichtbar bleiben. Sonst

sehen wir nichts mehr! Vielleicht ist das Thema der richtigen Auslegung deshalb gar nicht so kompliziert. So kann hier die einfache Frage weiterhelfen: Ist der Text (noch) zu sehen? Wenn man bei deiner Auslegung den Text nicht mehr sieht, liegst du wahrscheinlich daneben.

Meiner Meinung nach wird bei obiger Interpretation der Kontext immer mehr zum „ersten Prinzip“, dem alles untergeordnet wird. D.h. es findet eine Verschiebung vom Text zum Kontext statt, die ich nicht für sinnvoll und auch nicht für legitim halte.

Wir verstehen nur, wenn wir schon verstehen

Auch ist es sinnvoll, zunächst davon auszugehen, dass das bisherige (traditionelle) Verständnis von Begriffen durchaus zutreffend ist. Wir können nicht alles hinterfragen. So argumentiert der deutsche Philosoph Odo Marquard zu Recht, wenn er sagt: „In der Regel verstehen wir zwar niemals alles, aber auch niemals gar nichts. Wir verstehen nur, wenn wir schon verstehen.“⁹ D.h. wir müssen gewisse Inhalte als gegeben (definiert) voraussetzen, sonst gibt es kein Verstehen.

Man mag das einen Zirkelschluss nennen, aber nur so können wir sinnvoll denken. Wenn alle Begriffe zur Neudefinition anstehen - und die oben aufgeführte Art der Bibelauslegung führt m.E. dazu - können wir weder sinnvoll denken, noch miteinander kommunizieren. Wir müssen von „der grundsätzlich vertrauten, schon verstandenen Welt“¹⁰ ausgehen, sonst landen wir in der Absurdität und Sprachlosigkeit.

Deshalb macht es Sinn, bei der Auslegung der Bibel davon auszugehen, dass es eine Kontinuität in Begriffen und Dingen gibt. Das bedeutet z.B., dass, wenn die Bibel über Ehe spricht, ihre Aussagen durchaus vergleichbar und damit auch anwendbar für uns heute sind - bei aller Unterschiedlichkeit der Kontexte, die nicht geleugnet werden soll. Eine ernsthafte Bibelauslegung wird natürlich Unterscheidungen und Entwicklungen innerhalb der Bibel ernst nehmen. Deshalb werden nicht einfach alttestamentliche Aussagen zur Bestrafung von Ehebruch auf heute übertragen.¹¹ Auch eine konservative Bibelauslegung nimmt den Kontext ernst, jedoch nicht als höchstes Prinzip, das auch den Text selber aushebeln kann.

Was sagt die Bibel zur Homosexualität?

Keihen wir noch einmal zurück zu unserer Ausgangsfrage. Haben die biblischen Aussagen zur Homosexualität uns heute noch etwas zu sagen?

Ich meine, dass der biblische Wortlaut der relevanten Stellen (z.B. in Römer 1,26-27 oder 3. Mose 18,22) weder etwas zu homosexuellem Missbrauch sagt, noch zu liebevollen homosexuellen Beziehungen. Die biblischen Aussagen beschreiben schlicht und einfach - aber auch außergewöhnlich deutlich - den homosexuellen Geschlechtsakt und werten diesen negativ. Damit sind nach der Bibel alle Formen von Homosexualität Sünde. Eine Unterscheidung zwischen erlaubter und verbotener Homosexualität lässt die Schrift nicht zu.

Dass damit noch lange nicht alles zum Thema gesagt ist, ist für mich klar. Hier haben natürlich - wie bei vielen anderen Fragen nach Schuld und Sünde - seelsorgerliche Fragen eine große Bedeutung. Auch die Tatsache, dass die Bibel viele Dinge Sünde nennt, die wir gerne unter Kavaliärsdelikten ablegen (z.B. Bitterkeit, Habsucht oder Zorn).

Das große Problem liegt für mich in der Art und Weise der Auslegung der biblischen Texte - in der angewandten Hermeneutik. Denn wenn man so argumentiert, verliert man m.E. nicht nur diese (kurzen) Texte, sondern DEN Text. Der biblische Text selber wird zugunsten des Kontextes praktisch aufgegeben.

Man muss dann dieses Auslegungsprinzip auch auf andere biblische Aussagen anwenden. Was am Ende übrig bleibt, sind nur noch Metabegriffe, die zur Beliebigkeit freigegeben sind.

Die Bibel kennt Metabegriffe - wie z.B. Liebe. Jesus weist auf das höchste Gebot der Liebe zu Gott und zum Nächsten hin. Er macht aber auch klar, dass inhaltliche Füllung (die Interpretation) dieses höchsten Gebotes nach den Aussagen der Schrift zu geschehen hat. Denn er sagt: „An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten“¹², und damit sagt er auch, dass „das ganze Gesetz und die Propheten“ Entfaltungen des höchsten Gebotes sind.

Ralf Kaemper

:P



¹ idea pressedienst vom 25.01.2011

² W. Bruske, Lesbisch, schwul und fromm, S. 22f.

³ So hat z.B. 2. Tim. 4,13 für uns ein anderes Gewicht als Röm 8,34

⁴ z.B. Matthäus 23,23

⁵ 1. Korinther 13,9

⁶ Apostelgeschichte 17,11

⁷ „Tota Scriptura“

⁸ C.S. Lewis - Die Abschaffung d. Menschen, S. 81f.

⁹ Odo Marquard - Frage nach der Frage, auf die die Hermeneutik die Antwort ist, in „Abschied vom Prinzipiellen“, S. 136

¹⁰ ebd. S. 137

¹¹ Dies ist ein komplexes Thema, dem eine angemessene Hermeneutik nicht ausweichen wird.

¹² Matthäus 22,40

Es ist nie langweilig ...

Ehrenamtlicher Einsatz in den Christlichen Seniorenhäusern Lützel

Seit 1998 besucht Christoph Klein aus Hoyerswerda die Christlichen Seniorenhäuser Lützel, um dort ehrenamtlich zu helfen. Kürzlich interviewte der Heimleiter Jochen Loos Christoph Klein. Dieses Interview zeigt ein sehr schönes Beispiel für die praktische Umsetzung der Idee des Bundesfreiwilligendienstes und gibt einen Einblick in die ehrenamtliche Hilfe in den Seniorenhäusern. [Red.]

J. Loos: Lieber Christoph, heute ist der letzte Tag deines aktuellen Einsatzes bei uns. Wie lange bist du dann bei uns gewesen?

C. Klein: Sechs Wochen war ich diesmal hier in Lützel.

J. Loos: Und in welchem Bereich hast du dich betätigt, was waren deine hauptsächlichsten Arbeitsinhalte?

C. Klein: Ich war hauptsächlich im Hausmeisterbereich beschäftigt und natürlich in den Außenanlagen. Hier gibt es immer sehr viel zu tun. Im Haus habe ich kleinere Reparaturen durchgeführt, Lampen gewechselt,

es war aber auch das eine oder andere Pflegebett zu reparieren. Im Grunde immer das, was gerade nötig war und anfiel, das habe ich gemacht.

J. Loos: Wie empfindest du die Arbeit bei uns, ist es eher gleichmäßig oder ist es eine abwechslungsreiche Tätigkeit?

C. Klein: Es ist nie langweilig gewesen, da man oft nicht weiß, was im laufenden Tag auf einen zukommt. Die Arbeit ist sehr abwechslungsreich.

J. Loos: Christoph, wir von den Seniorenhäusern in Lützel freuen uns außerordentlich über deinen ehrenamtlichen Einsatz. Seit wann kommst du eigentlich zu uns und wie hat es angefangen?

C. Klein: Das hat 1998 angefangen. Dort habe ich auf der Glaubenskonferenz in Berlin den damaligen Heimleiter getroffen und mit ihm in einem Zimmer geschlafen. Wir kamen ins Gespräch, und da hat er mir von der Möglichkeit in Lützel erzählt. Seit der Zeit komme ich und das sogar zweimal im Jahr für jeweils 6-8 Wochen.

J. Loos: Das ist wirklich eine außerordentliche Sache, die du so lange Zeit durchgehalten hast. Hast du zwischendurch auch einmal gefehlt oder konntest du nicht?

C. Klein: Nein, ich bin jedes Jahr im Frühjahr und im Herbst gekommen, manchmal musste ich die Zeiten verändern, weil es wegen des Urlaubs nicht passte, aber ich war tatsächlich die ganze Zeit über da. Jetzt schon im 13. Jahr!

J. Loos: Häuser wie wir können uns nur glücklich schätzen und möchten auf diesem Weg einmal ganz herzlich Danke sagen, dass du das so tust, lieber Christoph. Wie alt bist du denn jetzt? Ich frage das auch deshalb, um vielleicht anderen noch Mut zu machen, auch so eine Sache zu übernehmen.

C. Klein: Ich bin jetzt 72! Also ich habe mit so mit 58/59 Jahren angefangen, hier in Lützel zu arbeiten.

J. Loos: Wie konntest du denn in diesem Alter schon kommen? Normalerweise ist man ja noch länger arbeitstätig.



C. Klein: Das war für mich möglich, weil ich in den Vorruhestand ging. Ich musste mich damals zwar beim Arbeitsamt melden, aber diese hatten keine Arbeit mehr für mich. Dadurch hatte ich noch die Zeit und auch die Freude, mich einzusetzen. Ich habe mich dann auch jedes Mal dort gemeldet, wenn ich hierhin zum Einsatz gefahren bin.

J. Loos: *So eine Möglichkeit gibt es vielleicht für einige andere, die im Vorruhestand sind, auch. Wir von Lützel machen es natürlich so, dass die Ehrenamtlichen keine Aufwendungen dadurch haben, d. h. wir übernehmen natürlich die Fahrkosten, Christoph kommt immer mit dem Zug zu uns. Und selbstverständlich ist Kost und Logis bei uns frei.*

Christoph, noch eine Frage: Wie erlebst du die Heimbewohner? Merkst du, dass die Heimbewohner eine Beziehung zu dir aufgebaut haben?

C. Klein: Ja, natürlich! Es sind im Laufe der Jahre Beziehungen, eher noch Freundschaften entstanden. Viele freuen sich, wenn ich wieder da bin, und wenn ich abreise, fragen sie schon, wann ich wiederkomme. Und ganz wichtig ist für mich auch das Miteinander im Glauben. Viele der Bewohner sprechen mich auf den Glauben an und als Geschwister haben wir natürlich ein enges Miteinander.

J. Loos: *Das freut mich natürlich, wenn neben der Arbeit auch die Beziehungen zu den Menschen eine wesentliche Rolle dafür spielen, dass du gerne kommst. Die Beziehungen prägen überhaupt unser Miteinander und sind ein wesentlicher Schatz unserer Arbeit. Ist für dich, Christoph, auch das geschwisterliche Miteinander und die Gemeinde im Haus ein Grund, zu uns zu kommen?*

C. Klein: Ja, selbstverständlich, wenn die Gemeinde nicht im Haus wäre,

würde ich nicht so lange da bleiben. Da würde mir schon was fehlen. Ich nehme ja jeden Sonntag an der Mahlfeier und auch am anschließenden Verkündigungsgottesdienst teil, weil ich das von zuhause so kenne und auch brauche. Es ist einfach schön, diese geistliche Gemeinschaft mit den Geschwistern zu haben.

J. Loos: *Lieber Christoph, ich danke dir noch einmal sehr herzlich für deinen schon so langen Einsatz für dieses Werk des Herrn. Ich bin überzeugt, dass Gott dich und auch deine Frau in besonderer Weise dafür segnet. Diesen Segen Gottes wünsche ich dir weiter für die nächste Zeit und freue mich, solange wie es möglich ist, dass du noch weiter zu uns kommst und hier aushilfst.*





Jugendsexualität

- Chancen und Herausforderungen für Gemeinden und Eltern

Teil 2: Über Sex reden - mit dem großen Bild vor Augen

Warum sollten wir über Sexualität reden? Im ersten Teil dieser Artikelserie haben wir festgestellt, dass es Gottes Thema ist: An sehr vielen Stellen in der Bibel begegnet uns auch das Thema Sexualität. Würden wir die ganze Bibel (oder zumindest komplette Bücher) predigen, wäre Sexualität immer wieder Gegenstand in unseren Gottesdiensten.

In den nächsten Teilen dieser Reihe wird deutlich werden, wie groß die Orientierungslosigkeit der Jugendlichen auf diesem Gebiet häufig ist und wie stark ihre Sexualität von der

Sünde angegriffen und beeinflusst wird. Doch bevor wir die Teens und Jugendlichen mit Regeln überhäufen und ihnen sagen, was sie alles falsch machen, ist es wichtig, das Thema Sexualität im Zusammenhang unserer Beziehung zu Gott („das große Bild“) zu betrachten.

Ein wichtiges Ziel in der Gemeinde ist, dass Menschen Jesus Christus begegnen und in eine Beziehung zu ihm hineingeführt werden. Wir wollen, dass junge und alte Menschen Jesus lieb gewinnen und sich fragen: „Was kann ich tun, damit Jesus sich über

mich freut?“ Ihr Handeln soll Liebe als Motivation haben. Während man in einer Ehe vorrangig durch Kommunikation herausbekommt, was der andere mag, bekomme ich diese Informationen in der Beziehung zu Jesus vor allem durch das Lesen der Bibel. Jesus sagt in Johannes 14,15: „*Wenn ihr mich liebt, dann werdet ihr meine Gebote befolgen.*“ Wir können und sollen unsere Liebe zu Jesus dadurch zeigen, dass wir tun, was er sagt. Wichtig bleibt dabei die Reihenfolge. Weil ich Jesus liebe, möchte ich mich an seine Gebote halten. Diese Reihenfolge zieht sich durch die ganze Bibel. Besonders deutlich wird dies zum

Beispiel auch bei den Zehn Geboten. Zuerst hatte Gott das Volk Israel auf geniale Art aus Ägypten befreit. Auf der Grundlage dieser Errettung gibt er ihnen die Gebote. Das „Du sollst ...“ der Gebote könnte man aus dem Hebräischen auch mit „Du wirst ...“ übersetzen. Denn wer begriffen hat, was Gott für uns getan hat, der möchte sich aus Liebe zu ihm freiwillig so verhalten, wie Gott es gerne hat. Der *wird* auch so handeln und *soll* es nicht nur. In diesem Zusammenhang ist auch das Zitat von Jesus zu verstehen: Weil er uns liebt und alles für uns gegeben hat, sollen (werden) wir uns aus Dankbarkeit und Liebe so verhalten, wie er es wünscht: Seine Gebote halten. Ein Teil seiner Gebote beschäftigt sich auch mit unserer Sexualität. Wenn wir Gottes Gedanken über Sexualität lehren, ist dies ein Baustein für die Beziehungsgestaltung der Gemeinde (Teens und Jugendliche, Singles und Verheiratete) zu Jesus.

Eine Beziehung muss jedoch nicht nur gestaltet und gepflegt, sondern auch geschützt werden. Es gibt Beziehungskiller, die leider oft den Tod einer Beziehung zur Folge haben. Besonders, wenn wir im Bereich der Sexualität Dinge tun, die Gott verboten hat, entwickelt sich das oft zu einem Beziehungskiller. Es tötet nicht nur menschliche Freundschaften und Ehen, sondern ist häufig ein Grund, warum Menschen sich bewusst von Gott zurückziehen. Dabei vergibt Gott auch sexuelle Sünden, so dass die Beziehung zu ihm nicht dauerhaft gestört sein müsste. Vielleicht gibt es in unserer westlichen Welt keine Ursache, wegen der sich mehr Menschen vom Glauben abwenden, als wegen Sünde im Bereich der Sexualität. Dies hat mehrere Ursachen:

Viele Menschen haben nie begriffen, dass Gott es gut mit ihnen meint. Er gibt die Gebote nicht nur, damit wir unsere Liebe zu ihm ausdrücken können, sondern auch, weil es für uns das Beste ist. Er als unser Schöpfer weiß eben am besten, wie wir mit seinem Geschenk der Sexualität optimal umgehen können. Er gibt die Regeln nicht, um uns zu beschränken, sondern damit wir die intimen Bereiche unserer Sexualität in einem geschützten Bereich so erleben, wie es ohne Schutzraum eben nicht möglich wäre. Es stimmt, was der Schreiber von

Psalm 119 sagt (V.9): „*Wodurch hält ein Jüngling seinen Pfad rein? Indem er sich bewahrt nach deinem Wort.*“ Doch das Kennen der Gebote ist nur eine Seite der Medaille.

Nur wenige Verse weiter bittet der Psalmdichter (V.27, Hoffnung für Alle-Übersetzung): „*Hilf mir deine Anordnungen zu verstehen!*“ Das Verstehen ist eine wesentliche Voraussetzung für das Befolgen. Zum einen meint es das grundsätzliche Verstehen, dass Gottes Gebote gut für mich sind. Wesentlicher als dieser erste Schritt ist aber das Verstehen und Vertrauen, dass Gott es auch dann gut mit mir meint, wenn ich seine Anweisungen nicht nachvollziehen kann. Vertraue ich Gott, wenn er sagt (Jeremia 29,11, Elberfelder Übersetzung): „*Denn ich kenne ja die Gedanken, die ich über euch denke, spricht der HERR, Gedanken des Friedens und nicht zum Unheil, um euch Zukunft und Hoffnung zu gewähren.*“ Gott gibt seine Gebote, weil er uns liebt! Hier schließt sich der Kreis, denn wieder geht es um eine Beziehung. Manchmal habe ich Jugendliche gefragt: „Glaubst du wirklich, dass der Gott, der seinen Sohn für dich in diese Welt sandte und für dich sterben ließ, dir mit seinen Geboten etwas Schlechtes tun will?“ Ist das Vertrauen zu Gott so groß, dass ich mich auf seine Gebote einlasse? Wenn schon nicht aus Liebe zu ihm, dann immerhin doch, weil ich erkannt habe, dass er das Beste für mich will.

Zusammenfassend können wir also vier Punkte festhalten, warum über Sexualität gesprochen werden sollte:

1. Es betrifft und interessiert jeden.
2. Mit unserer Sexualität und der Orientierung an Gottes Geboten können wir unsere Liebe zu Jesus zum Ausdruck bringen.
3. Ein Missachten von Gottes Geboten zur Sexualität zerstört die Beziehung zu Gott häufig langfristig.
4. Gottes Gebote für unsere Sexualität sind gut für uns und ein guter Schutzraum, den er uns aus Liebe gibt.

Leider werden Gottes Gebote oft ohne den Zusammenhang seiner Liebe zu uns vermittelt, sondern nur als Ansammlung von Gesetzen. Ohne den Aspekt von Liebe und Beziehung kann man Gottes Gebote nur sehr schwer

verstehen und unmöglich befolgen. Wenn wir die Gebote ohne diesen Zusammenhang vermitteln, werden sie zu Lasten, die keiner mehr tragen kann - auch wir selber nicht. So verhielten sich zur Zeit Jesu die Pharisäer und Schriftgelehrten. Die Gebote wurden damals aus ihrem Sinn und Zusammenhang herausgerissen. Es ging nicht mehr um die Beziehung des Volkes zu seinem heiligen Gott, sondern nur noch um richtiges oder falsches Verhalten. Der Bezugspunkt - Gott und seine Gedanken - fehlte in ihrer Ethik, oder wurde besser gesagt, nur der Form halber noch genannt. Deshalb sagte Jesus zu ihnen (Matthäus 15,8+9, Elberfelder Übersetzung): „*Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist weit entfernt von mir. Vergeblich aber verehren sie mich, indem sie als Lehren Menschengebote lehren.*“ (Vgl. auch Lukas 11,46.) Wenn wir Gottes Gebote nur um der Gebote willen verkündigen, handeln wir genauso. Dann ist auch unser Herz weit von ihm entfernt. So werden unsere Zuhörer früher oder später nicht mehr einsehen, warum sie sich daran halten sollen. Dies führt zur Gesetzlichkeit, aber nicht zu einer lebendigen Beziehung mit Jesus Christus.

Chancen und Herausforderungen für Gemeinden und Eltern:

Eltern und Gemeinden können sich folgende Fragen stellen:

- Welche Rolle spielt die Beziehung zu Jesus bei der Vermittlung von Gottes Gedanken zur Sexualität?
- Bin ich davon überzeugt, dass Gott es gut mit uns meint (auch bei seinen Geboten zum Thema Sex)?
- Gebe ich Gottes Anordnungen nur als Gesetzessammlung weiter oder vermittele ich auch den Sinn der Gebote und Gottes liebevolle Absichten? Habe ich das große Bild vor Augen?

Rainer Baum

Rainer Baum ist verheiratet und arbeitet seit 2004 als Jugendreferent bei der Christlichen Jugendpflege.



Fortsetzung folgt.